

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

<36632927760013

Der Graf von der Liegnitz.

Erster Band.

Der

Graf von der Lieguitz.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

Erster Band.



Jena,
Hermann Costenoble.
1866.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Inhaltsverzeichniß.

Die schlesischen Piasten.

Erster Theil.

Die schlesischen Piasten.



1.
Zwei junge Adler.

In die hohen Fenster des kurfürstlichen Schlosses zu Berlin brannten die Strahlen der Mittagssonne. Es war im zeitigsten Frühjahre. Der Lenz hatte sein Erwachen zwar schon durch mildere Lüfte verkündigt, aber nur den geschützten, sonnigen Stellen entsproßten die ersten frischgrünen Gräser, und in der Stadt auf den Straßen gingen noch immer Leute in warmer Pelzkleidung ihren Geschäften nach. An einem der Fenster, wo der Schloßplatz und die breite Straße mit den Marställen zu übersehen ist und links die Brücke, welches heut' das meisterhafte Reiterstandbild des Fürsten ziert, welcher damals noch in der Fülle der Manneskraft lebte, standen, vom goldenen Sonnenstrahl hell beleuchtet, zwei jugendliche Gestalten. Wohl ist es ein lieblicher An=

blick, holde Mädchen im vertrauten Gespräch zu schauen, aber schöner noch, nicht blos das Herz, sondern auch den Geist erfreuend, ist das Bild eines Freundespaares in dem zarten Alter, wo der Knabe zum Jüngling wird, das, einer hohen Bestimmung, einer reichen Zukunft entgegenblickend, im regen Geistesaustausch die Ideale ihrer schwungvollen Phantasie bespricht.

Welch eine Zukunft lag vor den beiden schönen Knaben — wenn man Beide noch so nennen konnte! — die an dem Fenster des Schlosses in lebhafter Unterredung standen, unbekümmert darum, daß sie von Allen, welche über den Schloßplatz gingen, mit unverwandten Augen betrachtet wurden.

Der Aeltere war vielleicht schon siebzehn Jahre alt, nicht groß, aber schön gewachsen. Sein Gesicht hatte einen Schnitt und Ausdruck, daß, wer ihn zum ersten Male sah, in staunende Bewunderung gerieth. Besonders Frauen hatten ihn dadurch oft in Verlegenheit gesetzt. Ein edles Oval von reinster Form, mit offenen, freien Zügen und blühenden Farben, weiß und roth, fast mädchenhaft, war sein Antlitz, aber es erhielt einen kräftigen Ausdruck durch die Nase, die schon männlich stark, der seines Heldenvaters ähnlich war. Lichtbraunes, üppiges Haar, über

der hohen Stirn gescheitelt, rollte von den Schläfen in freien Locken herab. Die schönen braunen Augen hatten einen lebhaften Blick, die frischen Lippen öffneten sich schon gern ernster Rede. Auf dem edlen Haupte dieses Jünglings ruhten die Hoffnungen seines ganzen Vaterlandes: er sollte einst das ruhmvoll begonnene Werk seines großen Vaters fortsetzen!

Der Andere war allerdings noch ein paar Jahre jünger, aber für sein Alter ungewöhnlich groß und nicht minder anziehend wie der Prinz, neben welchem er stand. Auch sein Antlitz trug die frische Farbe kräftiger Gesundheit, doch hatte er nicht die Adlernase, welche jenem den kühnen Ausdruck lieh, sondern ein schönes griechisches Profil. Sein lockiges Haar, von leuchtendem Goldblond, flutete ihm bis zu den Schultern herab; in seltenem Gegensatze dazu hatte er schwarze Augen, deren Feuer durch eine bezaubernde Freundlichkeit gemildert wurde. Schon zeigte sich auf seiner kräftigen Lippe der erste Schatten des keimenden Bartes, und seine Reden, wie heiter sie auch im gewöhnlichem Leben waren, deuteten bei ernsterem Anlaß auf eine ungewöhnlich frühe Reife des Geistes. Von diesem Knaben hatte einst der Herzog von Mecklenburg, Ferdinand

Albrecht, bei einem Besuch am Hofe seiner Mutter gesagt: „Ein edles Cederreis wächst an einem Morgen mehr, als der Ysop in zehn Jahren. Gebe Gott ihm auch die Dauer der Ceder!"

Ueber den Schloßplatz zog jetzt eine Abtheilung der Trabantengarde, ausgesucht schöne Mannschaft, in Blau mit weißen Borten uniformirt, sämmtlich mit Grauschimmeln beritten. Der Officier an der Spitze zog den Tressenhut vor den beiden jungen Herren am Schloßfenster. Ihn holte an der Ecke der Stechbahn ein Bekannter ein, der im kurzen Galopp nachgesprengt kam. „Guten Tag, Marwitz! Wer ist der junge Mensch neben dem Kurprinzen?"

„Den kennt Ihr nicht? Ihr, ein geborener Schlesier?" fragte der Officier verwundert.

„Nein! Ist er auch ein Schlesier?" entgegnete der Andere, ein junger Mann von lebhaftem Wesen.

„Freilich: der Erbprinz von Brieg und Liegnitz — eigentlich der Herzog, wenn er mündig wäre!" gab Marwitz Bescheid.

„Ah! rief der schlesische Cavalier überrascht und machte eine Bewegung, als wolle er sein Pferd wenden, um nochmals vorbeireitend sich den fürstlichen Landsmann genau anzuschauen. Das

schickte sich aber doch nicht. „Ja, den habe ich noch nicht gesehen," sagte er. „Ei, das ist ja schon ein gemachter Mann, kein Kind mehr. Wenn ihm die Frau Mutter bald eine passende Frau aussucht, wird's keine Noth um das Aussterben des Hauses haben!"

„Nun, Kanitz, wollt Ihr nicht lieber für Euch selbst sorgen?" lachte der Officier.

„Kanitze giebt's noch genug. — Heirathen ist gut, nicht heirathen besser!" erwiederte der junge Cavalier, indem er, den Hut lüftend, sein Pferd wieder in Galopp setzte. Er ritt über die Schloßfreiheit nach dem Lustgarten voraus. Den letzteren, welcher heut' kein Garten mehr ist, hatte der Kurfürst vor Kurzem hinter seinem Schlosse anlegen lassen.

Herr von Marwitz hatte Recht gehabt. Der schöne Knabe, der neben dem Kurprinzen am Schloßfenster stand, war der Erbe von Liegnitz, Brieg und Wohlau, Georg Wilhelm, der letzte Fürst aus dem uralten Stamme der Piasten, der in Polen bereits vor mehr als dreihundert Jahren ausgestorben war, in Schlesien aber, wohin er sich abgezweigt, noch erhalten hatte. Von Frankfurt an der Oder, wo sich der Prinz seit dem Tode seines Vaters den Studien gewidmet, war

er mit seinem Hofmeister jetzt nach Berlin gekommen, um sich seinem Pathen, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, vorzustellen und dem Kurprinzen Karl Emil sowie den anderen Markgrafen des ihm verwandten Hauses Brandenburg bekannt zu machen. In der kurzen Zeit seines Hierseins hatte er sich besonders dem Kurprinzen angeschlossen, und dieser, in dessen Seele bei der Unterhaltung mit dem jungen Piasten mancher Gleichklang geweckt wurde, kam ihm mit aufrichtiger Zuneigung entgegen. Das konnte eine Freundschaft werden für das Leben, bis zum Tode!

Auf den beiden Augen dieses Knaben stand jetzt der Stamm Piast's. Einst war er in Schlesien so zahlreich gewesen, daß sich das Land in neunzehn Herzogthümer zersplittert hatte, da in jener Zeit jeder Prinz sein selbstständiges Stück vom Erblande erhielt. Schlesien war dann zum deutschen Reiche gekommen, wenn ihm auch das Recht der Vertretung auf dem Reichstage nicht eingeräumt worden war. Die Könige von Böhmen hatten Schlesien unter ihre Lehnshoheit gebracht, welche dann, als Böhmen vor hundertfünfzig Jahren habsburgisch geworden, auf den Kaiser übergegangen war. Darum hatte der Kaiser auch schon manches schlesische Herzogthum, wenn dessen

Fürstenlinie ausstarb, als erledigtes Lehen eingezogen und durch Statthalter verwalten lassen oder an andere Geschlechter vergeben. Die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, welche den Piasten allein noch verblieben, waren endlich auch in eine Hand zusammengeflossen, aber der Großvater des schönen Knaben, der nun in Berlin war, hatte drei Söhne gehabt, welche wieder theilen sollten, und da er im kräftigsten Mannesalter zu einer zweiten Ehe schritt, hatte er einen Anwachs des piastischen Stammes erwartet, der das letzte Erbe desselben in kleine Theile zersplittern mußte. Der dreißigjährige Krieg war damals auch in die schlesischen Gauen eingebrochen, die Fürstenthümer verarmt; sollten ihnen noch mehr zu erhaltende Fürstenhöfe aufgebürdet werden? Da hatte der Herzog Johann Christian den patriotischen, eines Landesvaters würdigen Gedanken gefaßt, einer weiteren Theilung vorzubeugen. Seine zweite Gemahlin war nicht von fürstlicher Abkunft, er hatte also, im Einverständniß mit Kaiser Ferdinand, seine etwaige Nachkommenschaft für nicht successionsfähig erklärt. Nach früheren Vorgängen wäre die nicht fürstliche Abkunft der Herzogin Anna Hedwig kein Hinderniß für das Erbrecht ihrer Kinder gewesen, der Spruch ihres Vaters vernichtete das-

selbe. Sie schenkte ihrem Gemahl allerdings sieben Kinder, so daß seine Voraussicht zum Besten des Landes gerechtfertigt, wie auch dem Stamme der Piasten noch eine unbegrenzte Dauer verheißen schien. Jetzt war kaum ein Menschenalter seit dem Tode Johann Christian's verflossen, und die Herzogthümer, die seine drei Söhne getheilt, waren wiederum vereinigt: der letzte Sproß des fürstlichen Stammes war ein Knabe von dreizehn Jahren, und von den Ausgeschlossenen lebte nur noch ein Sohn des Alten ohne männliche Nachkommenschaft auf seinen Gütern, mit denen er als bloßer Edelmann abgefunden worden war. Wenn des Menschen Blick nur zuweilen den Schleier der Zukunft durchdringen könnte, wie mancher eiteln Sorge würde er sich entschlagen!

Als der Vater des Prinzen Georg Wilhelm seinem Ende nahe war, hatte die Mutter, Luise von Anhalt, den Sohn und einzigen Erben mit seinem Hofmeister und kleinem Gefolge unter Reiterbedeckung heimlich nach Frankfurt in das Brandenburgische geschickt, damit der Kaiser sich nicht der Person des jungen Fürsten und der Obervormundschaft bemächtige. Nach dem Tode ihres Gemahls übernahm sie dann die Regierung, bis ihr Sohn mündig sein werde. Die Landeshaupt-

leute der drei Herzogthümer und noch zwei wackere Männer waren ihr als Vormundschaftsräthe zur Seite gesetzt; sie bediente sich aber ihres Rathes sehr wenig und bedurfte dessen auch nicht. Dem Prinzen hatte sie in Frankfurt einen bescheidenen Hofstaat eingerichtet, der von Schlesien aus zu Wasser mit den nöthigen Lebensbedürfnissen versorgt wurde. Jetzt war seitdem ein Jahr vergangen; er sollte nach Brieg, wo die Regentin ihren Sitz hatte, zurückkehren und dann vielleicht auf Reisen gehen. Ihn bald volljährig erklären zu lassen und damit die Regierung an ihn abzutreten, eilte ja nicht, er war noch so jung!

Georg Wilhelm hatte sich heute von dem Kurfürsten und der Kurfürstin Dorothea verabschiedet, und war zu gleichem Zwecke bei dem Kurprinzen, den er mit dem ganzen Feuer seines Temperaments liebte.

„Wir halten treu zusammen!" sagte er wiederholt. „Im Leben wie im Tode verlassen wir uns nicht!" Der Kurprinz drückte ihm warm die Hand und gab ihm das gleiche Versprechen.

Er kam dann auf den Krieg gegen Frankreich, der, im vorigen Jahre begonnen, eine so ungünstige Wendung genommen hatte. „Unsere Truppen waren vom besten Geiste beseelt," sagte er.

„Die ganze Macht konnte im freien Felde verwendet werden, denn die Holländer hatten die Besetzung der festen Plätze übernommen. Mein Vater hatte sie ja gegen die Rache des Königs von Frankreich geschützt. Zwanzigtausend Brandenburger standen im Felde, sie wurden aber von den Kaiserlichen nicht unterstützt, und unsere rheinischen und westfälischen Besitzungen mußten es büßen.“

„Ich begreife das nicht!“ rief der Prinz. „Ein Feldherr des Kaisers, wie Montecuccoli!“

„Der Kurfürst hoffte auf ihn, mit dem er schon vor zwanzig Jahren verbündet auf den dänischen Inseln gegen die Schweden gekämpft hatte. Montecuccoli, hochberühmt dann als Türkensieger, war jetzt von Neuem an die Seite meines Vaters getreten, aber —“ der Kurprinz hielt vorsichtig zurück. Er mochte nicht sagen, daß dem Feldherrn von Wien aus die Hände gebunden waren. „Will's Gott, macht ein neuer Feldzug Alles gut!“ setzte er nur hinzu.

„Wie beneide ich Euch!“ rief Georg Wilhelm. „Ihr geht in den Krieg und werdet Euch Ehre und Ruhm erkämpfen — ich bleibe daheim und kämpfe gegen Füchse und Hirsche — oder, wenn's

hoch kommt, mache ich eine Lustreise nach Wien und Venedig."

„Die Zeit des Kriegsruhms wird auch für Euch kommen, lieber Vetter," sagte der Kurprinz.

„Niemals!" rief der junge Fürst. „Soll ich dem Kaiser dienen? Kein Piast hat je einem Herrn gedient, so viel ich davon weiß. Mein Oheim Augustus hat es gesagt, und was der spricht, ist Wahrheit. Ja, wenn ich Herzog von ganz Schlesien wäre, wie mein Ahnherr Boleslaw vor sechshundert Jahren, dann sollten sie mich wohl als Bundesgenossen suchen, und Jeder würde sich besinnen, mit Schlesien anzubinden, sagt mein Oheim Augustus. Aber die Zeiten sind vorbei! — Brandenburg wird wohl nimmer getheilt? Wenn mir Gott das Leben schenkt, soll's auch bei uns so werden!"

Mit Verwunderung hatte der Kurprinz schon manches Wort seines Vetters gehört; bei der letzten Rede, welche die Vergangenheit berührte und in die Zukunft hinausgriff, weit über den Gesichtskreis eines Knaben hinaus, konnte Karl Emil den Ausdruck seiner Augen nicht bergen. Der Prinz erröthete plötzlich und brach ab. Es war überhaupt Zeit zum Abschied, denn die Reise sollte heute noch angetreten werden. Der Hof-

meister, Herr Friedrich August Bohne, fürstlicher Rath, welchem der Herzog seinen Sohn schon im frühesten Alter übergeben hatte, war seitdem beflissen gewesen, seinen Zögling auf all' seinen Wegen vorsorglich zu leiten, und hatte auch jetzt für die weitere Fahrt von Berlin nach Brieg ein sorgfältig erwogenes Itinerarium ausgearbeitet, welches ohne verdrießliche Störung nicht verletzt werden konnte. Für das heutige Nachtquartier war Tasdorf bestimmt, fern genug!

So verließ denn der Sohn des Piasten Berlin gleich nach der Tafel, welche damals noch, selbst in den höchsten Ständen, zur wirklichen Mittagsstunde abgehalten wurde. Die Reise nahm eine ganze Woche in Anspruch, ungerechnet den Aufenthalt in Frankfurt und einen kleinen Umweg nach Saabor diesseits Glogau. In Frankfurt hatte der Prinz noch Abschiedsbesuche, zum Dank für die gastliche Aufnahme der guten Stadt, zu machen. Nach Saabor war er von dem kaiserlichen Obersten von Dünnwald, dem die Herrschaft gehörte, und der ihm zu Liegnitz bekannt geworden war, eingeladen. Seine Schwester Charlotte, welche sich mit Frau von Dünnwald bei irgend einer Gelegenheit — der Prinz wußte nichts Näheres davon — befreundet zu haben schien, hatte

ihn noch kurz vor seiner Reise nach Berlin an diesen Besuch in Saabor brieflich erinnert und ihm ein feines, sorgfältig versiegeltes Billet als Empfehlung an ihre Freundin eingelegt. Die Dame kannte er nicht, sie war aus einem vornehmen österreichischen Hause, das interessirte ihn nicht, wohl aber gefiel ihm der Oberst, ihr Gemahl. Dünnwald war aus dem Rheinland gebürtig und hatte ein frankes, heiteres Wesen, verbunden mit scharfem Urtheil, das den Prinzen im Gegensatz zu seinem gelehrten, höchst wohlmeinenden, aber pedantischen Hofmeister ungemein ansprach.

Berlin hatten die Reisenden bald hinter sich. Die Haupt- und Residenzstadt, welche jetzt von Jahr zu Jahr riesenhaft anwächst, an Einwohnerzahl die Kaiserstadt an der Donau bereits überflügelt hat und in wenigen Jahrzehnten eine Million Menschen fassen wird, war damals, trotz ihres hohen Alters, nur von geringem Umfang. Das eigentliche Berlin reichte von der „langen Brücke," zu jener Zeit allerdings länger als heut' und die längste der Spreebrücken in der Stadt, bis an das Ende der heutigen Königsstraße, wo das Georgenthor stand, spreeaufwärts bis zur Stralauer, abwärts bis zur Spandauer Brücke, wo ebenfalls Thore die Stadt abschlossen. Jen-

seit begannen die Vorstädte. „Cöln an der Spree," mit Berlin durch die lange Brücke verbunden, war nur in der Gegend des Schlosses angebaut, der ganze Friedrichswerder im Entstehen begriffen, die Neustadt, welche nachher von der zweiten Gemahlin des Kurfürsten Dorotheenstadt genannt worden ist, war noch gar nicht vorhanden, die Friedrichsstadt eben so wenig. Es währte mithin nicht lange, bis die beiden schwerfälligen Wagen den Erbprinzen von Brieg mit seinen Begleitern durch die Georgenstraße nach dem Thore gebracht hatten. So hieß nämlich die jetzige Königsstraße nach dem dortigen Spital zum heiligen Georg, das für Aussätzige bestimmt war. Der Hofmeister hielt dem jungen Fürsten auf der langsamen Fahrt eine Vorlesung über die frühere Geschichte Berlins, mit welcher er sich zu diesem Zweck bekannt gemacht hatte. Er nahm den Spruch des alten römischen Kaisers, der den Tag verloren nannte, an welchem er nichts Gutes gethan, noch strenger, indem er nicht „diem" sondern „horam perdidi" seufzte, wenn er um eine passende Stunde zur Belehrung gekommen war. Glücklicherweise floß das alte polnische Königsblut in den Adern seines Zöglings und besaß er gesunden Verstand, der nicht wehrlos sich hingab,

sonst hätte er den Bemühungen des eifrigen Herrn Bohne, aus ihm ein Wunder der Gelehrsamkeit zu machen, erliegen müssen. So hörte er auch den Conjecturen über den wahrscheinlichen Ursprung des wendischen Fischerdorfs, aus welchem Berlin erwachsen, nur zerstreut zu. Die Lection nahm immer mehr den Charakter der sandigen Gegend an, durch welche sie fuhren. Vielleicht würde der Prinz darüber entschlummert sein, wenn er nicht einen Reiter auf einem schönen starken Pferde bemerkt hätte, der quer über das Feld gesprengt kam. Die bepackten, auch von Außen mit Dienern besetzten Reisewagen mochte er sich wohl in der Nähe besehen wollen, denn er hatte seinen Weg, der in anderer Richtung führte, verlassen und sprengte rücksichtslos querfeldein über die Saat.

„Wenn das nicht sein eigener Acker ist, über den er nach Belieben reiten kann, so thut er, als lebten wir noch im dreißigjährigen Kriege!" sagte der Prinz.

Ihm gegenüber saß ein Junker, der zu seinem Hofstaat gehörte, ein Uichtritz aus Schlesien. Der warf einen muthwilligen Blick auf den Hofmeister, ob dieser sich die Gelegenheit zu einem Sermon auf die löbliche Aeußerung seines jungen Herrn

werde entgehen lassen. Ehe Herr Bohne jedoch seine Rede schicklich setzen konnte, hatten die gewaltigen Sprünge des Holsteiners seinen Reiter schon heran gebracht, dieser warf das Pferd sehr geschickt herum, daß es dicht an den Schlag kam, und zog den Hut.

„Durchlaucht erlauben, daß ich mich als geborener Schlesier vorstelle," sagte er. „Ich heiße Rudolf von Kanitz und bin ein Neffe des Friedrich Melchior von Kanitz, der bei Eurer Durchlaucht hochseligem Herrn Oheim zu Brieg Hofmarschall war. Ich bin heut' erst von meinem Gute hereingekommen, sonst würde ich schon meine Aufwartung gemacht haben."

Der Prinz dankte befangen, seine jungen Jahre behaupteten doch noch ihr Recht. Er fragte nach den Verwandten, welche Kanitz in Schlesien hatte; was er aber dabei äußerte, schwächte den Eindruck, welchen dieser heut' Mittag auf dem Schloßplatz von ihm gewonnen. Ein gemachter Mann war der noch lange nicht — aber ein bildschöner Junge, das war nicht zu läugnen.

„Habt Ihr ein Gut hier?" fragte der Prinz zuletzt.

„Blumberg — dort drüben liegt es, gar nicht weit. Es würde mich sehr glücklich machen, wenn

mein gnädiger Herr ein Nachtlager bei mir annehmen wollte. Ich bin zwar nicht verheirathet, aber eine Großmutter aus Gabern — bei Glogau! — ist gerade anwesend, und ich glaube ein besseres Quartier versprechen zu können, als Durchlaucht heute noch erreichen würden."

Der Prinz schien Lust zu haben, und Uichtritz hätte ihm gern zugeredet, aber der Hofmeister rückte ängstlich die Brille, und Georg Wilhelm lehnte freundlich dankend die Einladung ab — ohne einen Grund anzugeben. Das war nun schon mehr im Charakter des angehenden Mannes, und Kanitz empfahl sich.

„Ich werde mich freuen, Euch einmal in Brieg zu sehen," sagte der Prinz, seine polnische Mütze von den goldenen Locken aufhebend. Er trug polnische Kleidung, wie es von Alters her in seinem Geschlechte Sitte gewesen war. Auch am brandenburgischen Hofe war polnische Tracht üblich, der Kurfürst und die Prinzen trugen sie und vertauschten sie erst später mit französischen Moden.

Als Kanitz fortgeritten war, sprach der Hofmeister seine Anerkennung aus, daß der junge Fürst nicht von der getroffenen Disposition abgewichen; er knüpfte daran ein Kapitel über die

Consequenz in Durchführung gefaßter Beschlüsse, welche von Eigensinn wohl zu distinguiren. Das Nachtquartier wurde demnach, wie festgesetzt, in Tasdorf genommen, wo leider Dunkelheit nicht mehr erlaubte, Berg und Schlucht, den nahen Stienitzsee und seine absonderlichen Ufer zu observiren. Man hatte vier ganze Meilen zurückgelegt.

2.
Prinzessin Charlotte.

Ein milder Abend senkte sich auf die niederschlesischen Fluren. Wo der Marktflecken Saabor liegt, zieht sich eine Reihe von Hügeln, welche der damalige Besitzer mit Weinreben hatte bepflanzen lassen, in der Richtung auf die ferne Oder hin, deren heller Wasserstreif hier und da sichtbar ist; auf dem höchsten dieser Hügel bietet sich bei guter Beleuchtung eine freundliche Aussicht über das fruchtbare Land. Darum hatte der Grundherr auch auf der Kuppe, wo ein grauer mächtiger Stein lag, drei junge Linden pflanzen lassen, welche dereinst dem Beschauer erquicklichen Schatten geben sollten. Dereinst! Damit tröstete er immer seine Frau, wenn diese sich über den Sonnenbrand beklagte — sie konnte freilich den

Schatten noch erleben, denn sie war nicht viel über zwanzig Jahre alt.

Heute saß ein Mann auf dem Steine, den die Aussicht wenig zu kümmern schien, denn er blickte, in tiefe Gedanken versenkt, unverwandt in die Glut des Niederganges, als habe er das Auge eines Adlers, den kein Sonnenglanz zu blenden vermag. Er war ein schöner Mann, in der Fülle der Kraft, groß von Gestalt, mit einem bedeutsamen Angesicht, das aber einen freudlosen Anblick hatte. Der tiefste Ernst lagerte auf seiner hohen Stirn und in allen seinen Zügen, das große dunkle Auge hatte einen strengen Blick — was aber jenen freudlosen Ausdruck in dem wie aus Marmor gebildeten Antlitz am meisten hervortreten ließ, das war der festgeschlossene Mund, der wohl nie ein freundliches Wort sprechen mochte. Der einsame Mann auf der Höhe war der Außenwelt so ganz entfremdet, daß er gar nicht gewahr wurde, wie sich eine Gesellschaft aufsteigend seinem Sitze näherte, bis ihn eine Frauenstimme anredete: „Ihr werdet blind werden, lieber Graf!"

Er kehrte sich um und stand auf. Der Blick seines Auges milderte sich etwas, auch der strenge Zug um seinen Mund verschwand, als sei er nur von der Einsamkeit erzeugt oder werde in

voller Selbstbeherrschung verbannt, sobald es nöthig erscheine. Die Dame, welche ihn angeredet hatte, reichte ihm die Hand, die er, ohne daß sich der Ernst in seinem Gesicht veränderte, an seine Lippen führte. — „Kommt Ihr von Liegnitz, Frau von Rothbuch?“ fragte er, aber nun erblickte er noch zwei junge Mädchen, welche eben die Höhe erreichten. —

„Charlotte!“ rief er überrascht.

Die ältere Dame, die ihm zuerst genaht, nahm für das hochgewachsene Mädchen, das ein wenig erröthete und seinem Blicke nicht recht Stand hielt, das Wort. „Wir sind mit Bewilligung Ihrer Durchlaucht auf der Reise nach Dessau begriffen und haben den kleinen Umweg über Saabor nicht gescheut, weil die liebe Frau von Dünnwald meine kleine Prinzeß schon so oft eingeladen hat. Der Oberst wurde förmlich überfallen, er entschuldigte sich, daß er kein hochzeitlich Kleid —“ Sie stockte plötzlich, als habe sie etwas Ungehöriges gesagt, und das hochgewachsene Mädchen, das sie ihre kleine Prinzeß genannt, erglühte noch mehr. Frau von Rothbuch sah in dem Auge des Grafen eine verwunderte Frage und fuhr schnell fort: „Er sagte uns, der Oberst, daß mein Herr Graf von der Liegnitz“ — sie verneigte sich vor ihm —

„zum Besuch hier sei und daß er nach dem Teufelssteine hinaufgestiegen, die Prinzeß schlug vor, ihren Herrn Onkel hier oben zu surpreniren. Ihr seht, kein Zufall, sondern Alles zusammenhängend wie eine Kette. Ich bin nicht Schuld, wenn wir Euch in Euren Meditations gestört haben."

„Seid mir nicht böse, lieber Onkel!" bat die Prinzessin. Sie war so befangen, daß der Graf ihr Wesen heut' durchaus nicht begreifen konnte. Er sagte ihr ein freundliches Wort und fragte, wie die Reise nach Dessau, von der er gar nichts gehört, denn so plötzlich beschlossen worden sei.

„Ihr waret so lange von Kantersdorf abwesend —" erwiederte die Prinzessin. Frau von Rothbuch sah ihn mit einem kaum unterdrückten Lächeln an. Freilich war er schon einige Zeit von Kantersdorf abwesend und war es oft von dort, wo er wenig häusliche Freuden genoß. Nicht daß er anderwärts dafür Ersatz nach leichtfertiger Männer Weise gesucht hätte, dazu war Graf August viel zu streng und zu gewissenhaft, er besaß aber zum Glück mehrere Güter, welche seine Anwesenheit forderten, und hatte sich in letzter Zeit dazu noch eine kleine schmucke Besitzung im Fürstenthum Glogau, hier in der Nähe von Saabor, gekauft, wo es ihm sehr gut zu gefallen schien.

Die Prinzessin erklärte unterdessen dem Oheim, daß ihre Mutter von Liegnitz, wo sie mit dem Hofe gewesen war, jetzt nach Brieg zurückgekehrt sei und ihr auf vieles Bitten der Verwandten in Dessau erlaubt habe, mit ihrer Hofmeisterin auf ein paar Wochen dorthin zum Besuch zu reisen. Vielleicht werde die Mutter, wenn es irgend möglich sei, später auch hinkommen, da der Fürst, ihr Bruder, von seinem Schwager, dem Kurfürsten von Brandenburg, aufgefordert sei, wenn dieser wieder in's Feld gegen die Franzosen gehe, die Statthalterschaft in der Mark zu übernehmen. Die Fürstin mit ihren Kindern werde sich dann sehr einsam fühlen und der Besuch so naher Verwandten ihr große Freude machen. Prinzessin Charlotte hatte auf einmal den vollen Fluß der Rede wiedergewonnen, aber es schien dem Grafen, als sei das etwas gewaltsam geschehen. Was war denn vorgefallen, daß sie die alte Unbefangenheit gegen ihn verloren hatte?

Frau von Rothbuch, ihre Hofmeisterin, besann sich jetzt, daß sie noch eine Pflicht nachzuholen habe. Obgleich der Graf von der Succession ausgeschlossen war, gehörte er doch zum herzoglichen Hause und wurden ihm alle fürstlichen Ehren erwiesen. — „Erlaubt, gnädiger Herr,"

sagte sie, „daß ich Euch Fräulein von Ardon vorstelle, welche kürzlich in den Dienst der Frau Herzogin getreten und Ihrer Hoheit der Prinzessin Charlotte zugetheilt ist.“

Der Graf erwiederte die Verbeugung des jungen Mädchens. Es war dem Aeußern nach eine echte Französin, eine zierliche, schlanke Brünette — die Herzogin von Brieg umgab sich nur zu gern mit Franzosen. Augustus fragte das Fräulein in französischer Sprache, ob sie eine Pariserin sei.

„Ich bitte um Verzeihung,“ antwortete sie in derselben Sprache, indem sie ihr schwarzes schönes Auge zu ihm erhob, „ich bin eine Schweizerin, aus dem Lande Wallis.“ Dann setzte sie mit einem Lächeln, das ihrem hübschen Gesichte einen besondern Reiz verlieh, hinzu, daß sie auch deutsch spreche und sehr gern.

„Das wird der Prinzessin lieb sein,“ erwiederte der Graf.

Es war Zeit, den Rückweg anzutreten. Der Pfad, schmal angelegt, gestattete nur, zu Zweien zu gehen; Augustus ließ seiner Nichte mit ihrem Fräulein den Vortritt und folgte mit der Hofmeisterin nach.

Die Walliserin blickte sich um, ob sie auch nicht gehört werde, und sagte dann leise zu ihrer

Herrin: „Ein stattlicher Mann! Wenn nur Eure Hoheit nicht gesagt hätte, daß er schon fünfundvierzig Jahre alt sei, so würde ich ihm kaum dreißig zugeben."

„Gefällt er Dir, Kleine?" erwiederte die Prinzessin. „Nimm Dein Herz in Acht, Du würdest es hoffnungslos an ihn verlieren, denn er ist ein Weiberfeind."

„So sieht er ganz aus! Ueberdem ist er ja verheirathet."

Die Prinzessin warf einen Seitenblick auf ihre Begleiterin. Die war doch immer aus französischem Blute, und das klang so ehrsam, als sei sie nicht einmal aus Bern oder Zürich, sondern aus den Urcantonen. — „Mein Onkel hat eine Frau, ganz recht!" sagte sie, indem sie gleichfalls vorsichtig zurückblickte. Das ältere Paar war aber nicht unmittelbar hinter ihnen, da die Frau Hofmeisterin in der Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung zuweilen still stand und dadurch den Grafen festhielt. „Ich glaube," fuhr die Prinzessin fort, „daß er vielleicht gerade deshalb ein Weiberfeind, und aus anderen Ursachen gar ein Menschenfeind ist."

„Der Arme!" rief Fräulein von Ardon. „Unglücklich also verheirathet?"

„Das nicht! Meine Tante Charlotte — sie

heißt wie ich! — ist eine herzensgute Frau, aber mein Onkel Augustus verlangt mehr! Er hat aber andere Ursache, verbittert zu sein. Denke nur, wenn sein Vater — mein Großväter, Isaure! — nicht die Grille gehabt hätte, — Du weißt, wegen der Erbfolge! — so wäre mein Onkel Augustus jetzt so gut Herzog in Schlesien, wie mein Bruder Wilhelm, der nun alle drei Fürstenthümer bekommt. Der alte Herr, wie mir Mama erzählt hat, dachte wohl, seine vielen Söhne, wenn die aus zweiter Ehe mit theilten, müßten verhungern oder könnten nicht als Fürsten leben. Freilich wären die Portionen sehr knapp geworden, aber, mein Gott, theile man doch, so lange es noch etwas zu theilen giebt. Sehet die Vögel unter dem Himmel an! sagt der Hofprediger Lucae. Und es kommt doch Alles anders. Mein Vater hat das Ganze wieder zusammengeerbt, und nun bekommt es Wilhelm. Was würde es ihm denn viel schaden, wenn er nur Brieg und Wohlau hätte, und mein Onkel Augustus hieße nicht blos Graf von der Liegnitz, sondern wäre wirklich Herzog von Liegnitz? Die Holsteiner müssen sich noch anders behelfen!"

Bei dieser Erwähnung, die ihr in der raschen Gedankenfolge entfallen war, blickte sie sich wieder

um, erschrocken, daß es der Onkel gehört haben könnte. Wie kommst Du auf die Holsteiner? Was weißt Du von ihnen? konnte er fragen. Er war aber noch weit zurück, und sie nickte ihrem Fräulein beruhigt zu.

„Werden Eure Hoheit sich ihm nicht entdecken?" flüsterte diese. „Durch ihn Frieden suchen?"

„Um Gottes willen nicht!" erwiederte die Prinzessin. „Ich fürchte mich vor keinem Menschen, wie vor ihm. Auch hat er mit seinem eigenen Frieden genug zu thun. Nein! Nein! Das soll die Rothbuch machen. Mama ist so gut, so himmlisch gut, daß sie mir verzeihen wird! Ich konnte ja nicht anders, Gott ist mein Zeuge! Ich hätte Allem entsagen müssen, was mir Glück auf Erden und die ewige Seligkeit meiner unsterblichen Seele verspricht!"

Die Walliserin antwortete nur durch einen ungläubigen Blick, der ihre Herrin verlegen machte. — „Ich hatte schon gedacht," fuhr diese fort, „meinem Bruder Wilhelm Alles zu sagen. Frau von Dünnwald erwartet ihn heut' oder morgen. Aber er ist noch so jung, sie haben ihn zu streng erzogen, er würde mich nimmer verstehen und Mama doch nicht mit mir aussöhnen. Am besten, ich reise ab, ehe er kommt. Die gute Rothbuch

wird mir schon Vergebung auswirken. Ich möchte weinen, wenn ich mir den Augenblick ausmale, in welchem Mama Alles erfahren wird."

„Faßt Euch!" bat das Fräulein. „Dort kommt Herr von Dünnwald."

Ein Cavalier im reichen Kleide kam der kleinen Gesellschaft, welche eben die ersten Häuser des Oertleins erreichte, mit raschen Schritten entgegen: es war der Besitzer der Herrschaft Saabor, die er kürzlich gekauft hatte, Heinrich Johann von Dünnwald, Oberst in kaiserlichen Diensten.

„Durchlaucht haben sich lange auf meiner Riesenkoppe gefallen!" grüßte er die Prinzessin, den Hut ziehend.

„Die Aussicht ist charmant," erwiederte diese. „Warum aber in Gala? Der Hausrock steht einem tapfern Soldaten eben so gut."

„Ich kenne meine Devoirs!" sagte Dünnwald lachend. „Durchlaucht hätten vielleicht mit meinem alten Rock auch Nachsicht gehabt, wie mit meinem alten Hause. Aber wenn sich's doch ändern läßt, muß man schicklich erscheinen. Ich wollte nur, ich könnte eben so schnell mein Haus wechseln, wie meinen Rock, gnädigste Herzogin."

Sie runzelte erröthend die Stirn. „Habt Ihr

unsere Verabredung vergessen, Herr von Dünnwald?“ fragte sie fast böse.

„Bitte um Entschuldigung!“ rief er. Unterdessen war der Graf mit Frau von Rothbuch herangekommen. „Eine angenehme Ueberraschung, nicht wahr, Herr Nachbar!“ sagte Dünnwald. Er führte nun seine Gäste durch die breite, neugepflanzte Allee, deren beschnittene Zweige schon Knospen zeigten, und kam wieder auf seine vorige Rede zurück. „Ich wünschte nur, mit einem besseren Hause aufwarten zu können,“ sagte er. „Aber dazu gehört Zeit und Geld.“

„An beiden fehlt es Euch nicht,“ erwiederte die Hofmeisterin, welche noch oft genug für ihre kleine Prinzeß das Wort nahm. „Ihr seid ein Mann in den besten Jahren, habt folglich, wenn Euer Valor Euch nicht in den Heldentod stürzt, noch viel Zeit vor Euch, und wenn's wahr ist, was man sich in ganz Schlesien erzählt, so besitzt Ihr ja einen Schatz, mit welchem Ihr zu Saabor ein wahres Zauberschloß aufbauen könnt.“

„Einen Schatz?“ entgegnete Dünnwald heiter. „Außer meinem mir ehelich angetrauten?“

„O, geht doch! Denkt Ihr, wir tappen halt im Finstern? Ihr habt einen Schatz mit dem

Degen erobert, das Lösegeld eines gefangenen türkischen Paschas!"

„Du lieber Gott!" lachte Dünnwald. „Ich als bescheidener pfälzischer Hauptmann bei den Reichsvölkern damals! Glauben Eure Hoheit das Märchen auch? Was meint Ihr, Graf Liegnitz? Sehe ich aus, wie ein Solosänger? Nein, meine gnädige Frau von Rothbuch, eher könnt' ich einen Schatz oben unter dem Teufelsteine gefunden haben."

„Geht nur, Ihr seid ein Rheinländer! Die haben's (halt) alle hinter den Ohren!" sagte die Dame.

Sie waren an die Zugbrücke gekommen, welche über den Wassergraben zu dem alten, wunderlich gebauten Edelhause führte. Gegenwärtig steht dort ein stattliches Schloß, das nach den Dünnwalds die schöne Gräfin Cosel, August's des Starken Geliebte, besessen hat, jetzt dem Fürstenhause Carolath gehörig. Der vorige Bau nahm mit Unrecht den Namen eines Schlosses in Anspruch. Es war allerdings ein ehemaliges Burghaus, und diese wurden insgesammt, mochten sie noch so ärmlich sein, Schlösser genannt; ärmlich war das zu Saabor gerade nicht, aber es machte den Eindruck eines bloßen Sicherheitsplatzes, wie die

Slaven in uralter Zeit deren in Wäldern und Sümpfen anzulegen pflegten, während die Germanen ihre Holz- und Steinwälle mehr auf Bergen, die Kelten und vor ihnen unbekannte Urvölker ihre Pfahlbauten in Seen ausführten. Jedenfalls war das alte Burghaus zu Saabor seiner Zeit, ehe die Feuerwaffen eingeführt waren, sehr stark gewesen, denn es hatte dicke Mauern und vorspringende Eckthürme. Als Wohnplatz schien es ihm freilich an Licht zu fehlen, auf seiner langen Front sah man nur wenige Fenster und diese mit unregelmäßigen Zwischenräumen. Im Innern jedoch zeigte sich, was eine geschickte Frauenhand, von gutem Geschmack unterstützt, zu leisten vermag. Die Gemächer waren alle wohnlich eingerichtet, und die Prinzessin, wie die Frau von Rothbuch, konnten der Dame vom Hause nur ihre gerechte Anerkennung aussprechen.

Frau von Dünnwald war wohl dreißig Jahre jünger als ihr Gemahl, und wenn sie auch nicht schön war, so hatte doch ihr freundliches Gesicht mit den hübschen Augen einen angenehmen Ausdruck, auch der Klang ihrer Stimme und ihr gemüthlicher Wiener Dialekt nahmen für sie ein. Sie hatte den Besuch heut' noch nicht erwartet, dennoch war im alten Schlosse Alles so schmuck und sau-

der, daß man seine schauerliche Außenseite ganz vergaß. Die Abendtafel, zu welcher man sich alsbald begab, war reich besetzt, und ein paar prächtige Teppiche und Polster, die im Saale ausgelegt waren, erregten Bewunderung. Dünnwald mußte zugeben, daß sie Beutestücke aus dem Türkenkriege seien, den er vor zehn Jahren, noch in pfälzischen Diensten beim Reichsheere, unter dem kaiserlichen Feldherrn Montecuccoli mitgemacht hatte.

„So werdet Ihr auch wohl noch mehr Schätze besitzen," sagte Frau von Rothbuch.

„Wir sind verrathen, Adelheid!" rief er lustig. Seine Frau sah ihn bei dem Worte ganz betroffen an und warf einen schnellen Blick auf die Prinzessin. Sie hatte in ihrem Eifer als Wirthin nicht recht auf das Gespräch gehört und wußte nicht, worauf sich das „verrathen" bezog. Dem Grafen Liegnitz fiel ihr Benehmen auf — was gab es denn hier für Geheimnisse? Der Oberst aber lachte.

„Ja, meine Herzallerliebste," fuhr er fort, „meine drei Schätze sind verrathen, und ich muß nun davon Rechenschaft geben. Der Hauptschatz, meine Damen, ist natürlich meine Frau, die Perle

von Mariahilf — in welcher Vorstadt Wiens sie geboren ist, die erste Perle der Welt!"

„Sehr galant gegen Eure Herzliebste," sagte die Prinzessin lächelnd, „aber wenig schmeichelhaft für uns."

„Die erste Perle für mich, Hoheit!" versetzte Dünnwald. „Wie könnte ich so vermessen sein, Dero unschätzbaren Werth, welchen ein erlauchter und glücklicher Herr — ich meine natürlich dereinst, in Zukunft —"

„Laßt nur gut sein, Herr Oberst," unterbrach ihn die Prinzessin mit heiterem Tone, welcher doch mit ihren unwillkürlich zusammengezogenen Augenbrauen in Widerspruch stand. „Ihr habt uns nun einmal gedemüthigt. Sagt uns lieber, was Eure beiden anderen Schätze bedeuten. Hoffentlich seid Ihr kein Muselman draußen geworden."

Bei dieser Aeußerung wurde sie aber selbst verlegen, als ihr Auge zufällig das ernste Antlitz ihres Oheims streifte. Wie Stein war und blieb dies Antlitz, der Onkel war wohl keinem Scherze, ja keiner menschlichen Regung zugänglich, und Charlotte hatte nur die Wahrheit gegen Isaure d'Ardon gesagt, als sie ihr bekannt hatte, daß sie sich vor ihrem Onkel Augustus fürchte. Schon daß man ihn nie anders als bei diesem feierlichen

römischen Namen nannte, daß kein Mensch wagte, denselben in schlesischer Gemüthlichkeit zu verkürzen und traulicher zu machen, war ein Beweis, wie er von aller Welt mit scheuen Augen betrachtet wurde.

Oberst Dünnwald aber ergriff die ihm gebotene Gelegenheit, seinem Soldatenhumor den Zügel schießen zu lassen, mit wahrer Herzenslust, und ließ sich durch die abmahnenden Blicke seiner Frau nicht irren, bis ihm die Frau Hofmeisterin an der Grenze des Erlaubten determinirt eine Schranke setzte.

„Ei, was denken Euer Gnaden von mir!" lenkte er ein. „Ich habe keine türkischen Sitten mitgebracht, sondern bin ein rechtgläubiger Christ. Die beiden Schätze, von denen ich noch Rechenschaft geben muß, sind todte Schätze, die zum Bau des bewußten Zauberschlosses nutzbar gemacht werden sollen. Ja, Adelheid, wir sind verrathen. Ganz Schlesien hat Recht, ich habe einem türkischen Pascha, den ich bei Sanct Gotthard mit eigener Faust beim Kaftan erwischt, ein unermeßliches Lösegeld abgepreßt, das ist mein zweiter Schatz. Zu dem dritten bin ich durch schwarze Kunst gekommen, nicht umsonst habe ich den Teufelstein mit Linden umpflanzt. Wir müssen nun bauen, Adelheid, splen-

dib bauen, es hilft nichts. Wenn ich in den Krieg gehe, ernenne ich Dich zum Commandanten von Saabor und befehle Dir, den Bau anzufangen. Brauchst Du Rath und Hülfe, so rufe nur den Meister vom Teufelsteine an, der stellt Dir einen Palast im Handumdrehen her."

„Sprecht nicht so gottlos!" sagte Frau von Rothbuch. „Vielleicht unterstützt der Herr Graf von der Liegnitz Eure liebe Frau mit Rath und That. Er hat selbst ein so schönes Schloß in Kantersdorf gebaut."

„Der Graf wird mich unterstützen," erwiederte Dünnwald.

„Wie so?" fragte die Prinzessin. „Oder darf man das nicht wissen? Ein Geheimniß?"

„Ich habe keine Geheimnisse," versetzte Augustus mit einem ruhigen Blick, vor welchem seine Nichte wieder die Augen senkte. — „Ich werde mit dem Herrn Obersten dem nächsten Feldzuge beiwohnen."

„Ach! rief die Prinzessin lebhaft, und auch das Fräulein von Ardon blickte überrascht auf. — „Ich glaubte," fuhr Charlotte mit einem ganz eigenthümlichen Tone fort, den man hätte gereizt nennen können, „der Herr Onkel wollte niemals dienen, weder in Schlesien einem Fürsten, noch

dem Kaiser? Ihr konntet es wenigstens nicht begreifen, wie Einer aus fürstlichem Hause in fremden Dienst gehen könne!"

Der Graf erwiederte, ohne daß sich eine Miene in seinem Gesicht veränderte: „Ich werde dem Feldzuge als Freiwilliger beiwohnen."

„Das heißt?" fragte sie.

„Das heißt, Hoheit," übernahm Dünnwald die Antwort, „der Herr Graf, der keine Verpflichtung hat, nimmt keine bestimmte Anstellung und kein Patent, noch minder irgend ein Gehalt an, wie es doch manche Prinzen von guten Häusern in der kaiserlichen Armee thun... Ich meine, der Herr Graf nimmt nix an, sondern bleibt für seine Person, wo er will: im Hauptquartier oder bei einem besondern General oder nach Belieben auch bei irgend einem Regimente — will hoffen, bei dem meinigen."

„Ohne den Degen zu ziehen?" entgegnete die Prinzessin — es sollte ein Scherz sein, aber die Hofmeisterin und noch mehr Frau von Dünnwald geriethen in peinliche Verlegenheit. Die Feueraugen des Fräuleins von Ardon blitzten. Hatte die Prinzessin ihre Furcht vor dem Oheim überwunden?

Der Graf lächelte, aber Dünnwald, der dem

Becher stark zugesprochen hatte, rief: „Es giebt manchen General-Wachtmeister in der Armada, der noch nicht vom Leder gezogen hat! Wenn Graf Liegnitz mit Dünnwald's Kürassieren reitet, soll er schon gute Gelegenheit dazu finden!"

Um die Lippen der Prinzessin hatte es bei seinen ersten Worten heftig gezuckt, sie führte ihren Scherz nicht weiter, und ein auffordernder Blick ihrer Hofmeisterin veranlaßte sie, die Tafel aufzuheben. Gleich nachher bat sie die Wirthin, in ihr Schlafzimmer geführt zu werden, sie sei der Ruhe bedürftig. Das geschah. Sie hatte gewünscht, daß Fräulein Ardon bei ihr schlafen möge; der Hofmeisterin war ein anderes Gemach bereitet. Frau von Dünnwald hatte für die Unterkunft ihrer Gäste ausgezeichnet gesorgt.

Als sie mit der Prinzessin in ihr Zimmer gekommen war, fiel diese ihr stürmisch um den Hals und sagte: „Das war heut' eine Folterbank! Dein Mann ist abscheulich."

Die Frau entschuldigte ihn mit seiner Vorliebe für Scherz und Neckerei. — „Das war mehr, das war fast Bosheit!" rief Charlotte. „Er muß meinen Onkel Augustus gar nicht kennen. Der hat einen Blick wie ein Falke, vor dem nichts ver-

borgen bleibt. Mama sagt, daß er sogar in die Zukunft sieht!"

Frau von Dünnwald suchte nach Kräften sie zu beruhigen: hier sei ein Errathen ja ganz unmöglich, da der Graf von dem Geschehenen keine Ahnung habe. Dann wünschte sie der Prinzessin mit einem innigen Blick gute Nacht, nickte der Ardon zu und ließ Beide allein. — „Treues Herz!" sagte Charlotte mit Thränen in den Augen, und dann zu ihrem Fräulein sich wendend: Wir reisen in aller Morgenfrühe ab, Isaure. Ich will meinen Bruder nicht mehr treffen. Onkel Augustus bleibt zwar zur Nacht nicht hier, aber wenn mein Bruder morgen eintrifft, so kommt der Onkel natürlich wieder. Freilich weiß er von nichts, aber er müßte blind und taub sein, wenn er nicht gemerkt hätte, daß wir ein Geheimniß vor ihm haben — er sprach es ja geradezu aus. Ich kann mich sonst gut beherrschen, vor ihm ist es mir unmöglich, und ich war so böse auf ihn. Ach, Isaure, das schlechte Gewissen! Der alte Trunkenbold hat mich vielleicht doch an meinen Onkel noch im Sattel verrathen — horch! Da reitet er fort — klang da nicht Hufschlag? O, wenn er doch stürzte!"

Bei diesem christlichen Wunsche mußte sie

aber selbst über sich lachen und rief: „Ich bin noch ein Kind, Isaure, trotz Allem, was geschehen ist! Es bleibt also dabei, wir reisen, wir Beide ganz allein. Die Rothbuch mag gleich von hier aus nach Brieg zurückgehen, und Du begleitest mich auch nur bis Grüneberg, dort erwartet mich... der Herzog! Dann scheide ich auch von Dir, und will Niemand, Niemand mehr wiedersehen, bis Mama mir verziehen hat!" Sie brach in ein heftiges Weinen aus, und es währte lange, ehe es Isaure gelang, sie mit bestimmten Hoffnungen auf die Zukunft zu trösten.

„Du meinst es gut!" sagte die Prinzessin. „Du wirst auch Alles klug hinausführen, was Dir Wichtiges und Hochheiliges anvertraut ist. Deine Stellung wird sehr schwierig sein, und ich beneide Dich nicht darum — meine Tante und Namensschwester ist zu unliebenswürdig, aber wenn es Dir gelänge, meinen Onkel Augustus zu bekehren..."

Sie blickte sich scheu um, als könnten die Wände dies gefährliche Wort verrathen, dann brach sie kurz ab und ließ die Kammermagd rufen, um sich zu entkleiden.

3.

Das Geheimniß.

Es war nicht allzu spät, aber sehr dunkel, der Himmel mit Wolken bedeckt. Auf einem der schmalen Landwege zwischen den spitzen, nach hiesigem Gebrauch aller Seitentriebe zur Fütterung beraubten Bäumen zogen schwerfällig zwei Wagen dicht hinter einander daher. In den vertieften Geleisen und Löchern oder an einzelnen Steinen, die seit Menschengedenken nicht weggeräumt waren, konnte das Gefährt jeden Augenblick umwerfen.

„Kaiserlicher Grund und Boden, nicht wahr?" fragte eine jugendliche Stimme im ersten Wagen.

„Unmittelbar wohl nicht, eher einem der großen Adeligen gehörig," antwortete ein gemäßigter Baßton. „Habt nur noch ein bissel Geduld, gnä=

digster Prinz. In einer kleinen halben Stunde muß der Mond aufgehen, dann werden wir hoffentlich inne werden, ob wir uns wirklich, wie der Kutscher meint, verirrt haben. — Ha!"

Eins der müden Pferde vor dem Wagen machte einen schwachen Versuch zu wiehern, und gleich gab ihm aus einiger Entfernung von der Seite her ein Roß helle, kräftige Antwort. Auf dem festen Boden ließ sich Hufschlag hören.

„Soll ich rufen, Durchlaucht?" — „Freilich!" Der Baß schrie denn in die Nacht hinaus: Heda! Guter Freund! Komme Er doch hierher! Wir haben uns verirrt!"

Ein Reiter sprengte jetzt im Galopp heran. — „Sind wir auf dem richtigen Wege nach Saabor?" klang ihm aus dem Wagen die Frage entgegen.

„Nein!" war die unerfreuliche Antwort. „Wenn Ihr dahin wollt, so habt Ihr den Weg verloren."

„Das ist mein Onkel Augustus!" rief aus dem Wagen die andere, die jugendliche Stimme freudig.

„Wilhelm! Ich ahnte es schon!" erwiederte der Reiter lebhaft. „Willkommen in Schlesien! Nach Saabor kommst Du heut' zu spät, dort sind sie gewiß schon zu Bett gegangen. Deine Schwester ist unerwartet dort angekommen auf der Reise

nach Dessau, wie sie sagt, mit der Rothbuch und Begleitung. Kehre bei mir ein, es ist kaum noch eine Viertelstunde weit. Morgen begleite ich Dich nach Saabor."

„Sei tausendmal gegrüßt!" rief der Prinz. „Gern komm' ich zu Dir! Fahre, Kutscher!" Der Wagen, der während des kurzen Gesprächs angehalten worden war, setzte sich wieder in Bewegung, und Graf Augustus, alle weiteren Mittheilungen verschiebend, ritt in der schmalen Spurweite voraus, um den Weg zu zeigen.

„Nun ist unser Itinerarium doch in Bresche geschossen, lieber Herr Bohne," sagte der Prinz lachend zu seinem Begleiter, der über diese Aeußerung seufzte. „Wenn meine Schwester in Saabor ist, können wir ja doch nicht gleich weiter fahren. Von der Reise nach Dessau habe ich aber noch kein Wort gehört! Ob die Mutter in Liegnitz ist? Eine größere Freude konnte ich nicht haben, als meinen guten Onkel hier zu treffen!"

Dem Hofmeister war die Begegnung mit dem Grafen von der Liegnitz durchaus keine so große Freude. Ob mit Recht oder Unrecht, konnte er selbst nicht sagen, aber er sah in ihm ein widerstrebendes Princip der Erziehungsfrage, vielleicht weil der junge Prinz schon seit früher Kindheit

mit unbegrenztem Vertrauen an seinem Oheim gehangen hatte. Auch die Herzogin, wie fein und klug sie sich auch in Acht nahm, ihre Meinung durchschauen zu lassen, hatte das Mißtrauen, das sie gegen ihren Schwager hegte, nicht ganz gegen den Erzieher ihres Sohnes verbergen können. Sie war eine scharfsinnige Frau und als Regentin aller Achtung werth, aber Frauen lassen sich doch von ihren Gefühlen leiten, und die Herzogin Luise war von einer Herzensgüte, die nur zu oft gemißbraucht wurde, — so mochte sie vielleicht den Schwager Augustus, den man im Gegensatze zu ihr wohl den personificirten Verstand nennen konnte, wegen der unerbittlichen Logik seines Urtheils scheuen. Das war wenigstens Herrn Bohne's Ansicht. Der Graf gab sich nicht offen, der Umgang mit ihm hatte jedenfalls seine Unbequemlichkeiten. Es wäre daher dem Rath Bohne viel lieber gewesen, den Grafen Augustus daheim auf seinem Kantersdorf bei seiner vortrefflichen Gemahlin zu wissen, als hier bei ihm auf seinem „Gütel" im Glogau'schen die Gastfreundschaft zu genießen.

Als die Kutscher den Weg nicht mehr verfehlen konnten, ritt der Graf schneller voraus, um Befehle für die Aufnahme seiner Gäste zu geben.

Sie fanden bei ihrer Ankunft schon im Wohnzimmer ein flackerndes Kaminfeuer, das ihnen sehr wohlthuend war. Mit allem Uebrigen mußten sie sich freilich sehr bescheiden, da das Haus weder in seinen Räumlichkeiten, noch in seinen Vorräthen auf Gäste eingerichtet war. Der Graf machte nicht viele Entschuldigungen deshalb, und sein Neffe war jung und frisch, an große Ansprüche nicht gewöhnt und mit Allem, was sein Onkel Augustus anordnete, von jeher zufrieden. Heut' galt es nur, den starken Hunger zu stillen, der auf der Irrfahrt schon die letzten Vorräthe aufgezehrt hatte, und dann tüchtig auszuschlafen; morgen sollte dann erzählt werden, von Berlin und was der Onkel wußte, dann fuhr er mit ihm nach Saabor, um Charlotte vor ihrer Reise nach Dessau noch zu sehen. Daß die Mutter in Liegnitz gewesen und nun schon nach Brieg zurückgekehrt war, erfuhr der Prinz noch heute; die Reise Charlottens aber mußte ihren besondern Grund haben, den auch der Onkel nicht wußte. Sie sollten ihn bald genug erfahren.

Als Augustus den Neffen und dessen Begleiter so gut als möglich untergebracht hatte, saß er noch lange am Kamin und gab sich seinen Gedanken hin, welche jedoch eine andere Wen=

dung nahmen, als auf der Höhe bei Saabor. Es war ein trauriges Erbtheil, diese vorherrschende Neigung zu trüben und unerfreulichen Betrachtungen, welche er, wie sein jüngst verstorbener Bruder Christian, von seinem Vater erhalten hatte. Auch Christian war ein stiller, einsamer Mann gewesen, minder kräftigen Geistes als Augustus, daher unglücklicher. In seinen letzten Jahren hatte er sich stets von unsichtbaren feindlichen Mächten verfolgt geglaubt, und seine kluge, heitere Luise, seine lieblichen Kinder hatten nicht vermocht, diese düsteren Schatten zu verscheuchen. Solche Anwandlungen waren Augustus fremd, ihn verdüsterte ein anderer schwarzer Schatten, die Ahnung, die sein Geschlecht betraf. Er war zwar ausgeschlossen und abgefunden, aber was hätte es geholfen, wenn ihm der Herzogshut von Liegnitz zu Theil geworden wäre? Er hatte ja keinen Sohn — mit ihm wäre auch die neue Nebenlinie wieder erloschen.

So war der Lauf seiner Gedanken gewesen, als er auf Saabors Höhe bei Sonnenuntergang auf dem grauen Steine gesessen hatte, den die Volkssage mit unheimlichen Geschichten umwob. Jetzt, seit er den Neffen bei seiner Heimkehr wiedergesehen hatte, war neue Hoffnung in ihm er=

wacht. Warum mußte der alte Stamm denn erlöschen? Kein Fluch ruhte auf ihm. Der letzte der Königslinie, Kasimir, hatte der Große Piast geheißen. Und wenn auch mancher von den Ahnen Georg Wilhelm's sich in Schlesiens Geschichte einen übeln Nachruhm erworben hatte, so gab es andere, ja die meisten, deren Andenken das Volk segnete! Warum sollte der kräftige, kernfeste Knabe nicht zum Manne erwachsen und dereinst ein neues Geschlecht gründen, in welchem die Piasten in ferne Zukunft fortleben konnten? War doch vor Zeiten einmal das Kaiserhaus der Habsburger auch bis auf einen einzigen Mann erloschen und dieser so gebrechlich gewesen, daß ihn die Geschichte Albrecht den Contracten genannt! Dennoch war diesem eine zahlreiche Nachkommenschaft erblüht, deren spätere Sprossen in zwei mächtigen Linien ihre Herrschaft über beide Hemisphären der Erde verbreitet hatten, so daß die Sonne in ihren weiten Reichen nicht unterging. Eine so glorreiche Zukunft konnte freilich den Piasten nicht mehr beschieden sein. Einst hatten sie ihre Macht so weit ausgedehnt, daß Boleslaw der Tapfere die Deutschen bereits über die Saale zurückzuwerfen drohte und diesen Fluß zur Grenze des Polenreichs verlangte — wie wäre

es anders gekommen, wenn dies Reich mit allen seinen Nebenländern untheilbar, unantastbar, ein Ganzes geblieben wäre! Und auch noch, wenn nur der erste piastische Herzog von Schlesien, als er sein Land unabhängig von Polen gemacht, dasselbe nicht unter seine Söhne getheilt hätte, und Schlesien auch später nie getheilt worden wäre.

Augustus stand bei diesem Gedanken auf und lächelte über sich selbst. „Es ist nun einmal halt anders gekommen!“ sprach er in guter schlesischer Mundart vor sich hin. „Wir wollen zufrieden sein, wenn der Wilhelm das Geschlecht erneuert, und ich werde deshalb mit der Luisel bei Zeiten sprechen.“ Da sah er im Kamin den letzten, kaum noch glimmenden Brand, und eine rückfällige Stimmung kam von Neuem über ihn. Er suchte nun die Ruhe; morgen wollte er seiner Nichte Charlotte nach Saabor melden lassen, daß ihr Bruder glücklich bei ihm eingetroffen sei und gegen Mittag herüberkommen werde.

In Saabor herrschte am andern Morgen die größte Aufregung. Das Geheimniß, welches bis jetzt dem Grafen Liegnitz vorenthalten geblieben, war den Dünnwalds längst bekannt. Sie waren ja nicht blos Mitwisser, sondern Mithandelnde dabei gewesen. Es mußte nun der Mutter ge-

standen werden. Frau von Rothbuch sollte der Herzogin den Brief ihrer „kleinen Prinzeß," welcher dies Geständniß enthielt, überbringen und sie der Tochter versöhnen. Ihre Stelle bei letzterer war ja nun thatsächlich aufgehoben. Die Prinzessin wollte mit Fräulein von Ardon weiter reisen, ihr Gefolge mit dem ihr zugetheilten Cavalier erwartete sie in Grüneberg, dort erwartete sie noch ein Anderer! Ihr plötzlicher Entschluß, schleunigst abzureisen, war durch die Scheu vor dem Oheim und selbst vor der Begegnung mit ihrem Bruder entstanden. Da erklärte Frau von Rothbuch plötzlich, sie habe den Muth verloren, ihrer gütigen Herzogin mit dem Geständniß ihrer eigenen Pflichtvergessenheit unter die Augen zu treten, sie könne die Vermittelung nicht übernehmen, sondern werde auf ihrem Gute das Ende abwarten. Die Prinzessin war außer sich. Fräulein Ardon schlug vor, den Grafen Liegnitz von Allem in Kenntniß zu setzen und ihm das Weitere zu überlassen.

„Du kennst ihn nicht!" rief die Prinzessin. „Von ihm ist nichts zu hoffen, weder Verzeihung, noch Vermittelung! Und wer sollte es übernehmen, ihm Alles zu sagen? Ich um keinen Preis der Welt! Ihr, liebe Rothbuch?"

Die Hofmeisterin erschrak vor dieser Zumu-

thung. Den Grafen fürchtete sie noch mehr als die Herzogin.

„Ich werde den Auftrag übernehmen —" sagte die Ardon.

„Du bist eine richtige Schweizerin, eine heldenmüthige!" rief die Prinzessin entzückt und schloß sie in ihre Arme. „Ich aber mag nicht dabei, nicht in der Nähe sein! Ich muß fort, ehe mein Onkel kommt! — Ha! Dort ist er wohl schon!" Ein Wagen fuhr in den Hof, er brachte aber einen ganz Andern, nämlich den Glücklichen, welcher Charlotte in Grüneberg hatte erwarten sollen. Seine liebende Ungeduld hatte ihn dennoch hierher geführt.

Alles bekam dadurch eine andere Wendung. Die Prinzessin trennte sich schon jetzt von ihrem ganzen Gefolge, und als der Bote ihres Oheims in Saabor erschien, um ihr die Ankunft ihres Bruders und dem Obersten von Dünnwald dessen Besuch anzumelden, fand er die junge Fürstin nicht mehr. Frau von Rothbuch schloß sich sogleich, von heftigem Kopfweh befangen, in ihr Zimmer ein und wollte gar nicht zur Tafel kommen, der Oberst fluchte auf alle Verliebtheit, welche das ganze Concept verdorben habe, seiner Frau bangte

vor der nächsten Stunde, und nur das Fräulein von Ardon behielt ihren festen Muth.

„Empfangt die Herren mit der Nachricht, daß die Prinzessin abgereist ist und mich beauftragt hat, ihnen darüber Aufklärung zu geben. Ich würde Euch um einen Wagen gebeten und dem Grafen meinen Auftrag in seinem Hause ausgerichtet haben, wenn die Frau Gräfin dort anwesend wäre.“

„Die Gräfin? Ach nein!“ erwiederte Dünnwald. „Giebt es bei Euch die Wetterhäuschen, Männlein und Fräulein, wovon eins immer draußen ist, entweder er oder sie?“

„Der Vergleich paßt nicht,“ erwiederte Frau von Dünnwald. „Die Gräfin ist sehr häuslich. Er im Grunde auch,“ wandte sie sich an Fräulein Ardon, „aber Beide passen nicht für einander. — Ihr wollt es also wagen, dem Augustus Alles zu melden, liebes, herziges Kind?“

„Was wage ich dabei?“ entgegnete die Ardon lächelnd. „Ich habe keine Schuld bei der Sache — denn ich fand Alles schon arrangirt.“

Der Oberst fertigte den Boten ab, der im Hause noch hörte, daß die Prinzessin abgereist sei, und diese Nachricht seinem Herrn brachte. Graf Liegnitz war darüber verwundert, weil sie ihm

gestern nichts davon gesagt, im Gegentheil vom Wiedersehen ihres Bruders gesprochen hatte; er brachte diese schnelle Abreise, die er versucht war eine Flucht zu nennen, mit ihrem unklaren Benehmen in Verbindung, aber er konnte darüber erst in Brieg von der Herzogin aufgeklärt werden.

„Daß aber Dünnwald mir nichts sagen läßt!" äußerte der Erbprinz, unwillig über seine Schwester, die ihm ja förmlich aus dem Wege ging. Er drängte nun zum Aufbruch.

Der kurze Weg nach Saabor war bald zurückgelegt. Oberst Dünnwald kam ihnen schon in der Allee entgegen, er wußte, daß der Bote des Grafen die Abreise der Prinzessin erfahren und seinem Herrn natürlich gemeldet habe, und war zufrieden, der unangenehmen Eröffnung überhoben zu sein. Der Erbprinz sprang vom Wagen.

„Meine Schwester ist schon fort?" Dünnwald gab die verabredete Auskunft und bat im Namen des Fräuleins von Ardon den Grafen, ihr ein kurzes Gehör zu schenken."

„Darf ich es nicht auch wissen?" rief der Prinz.

„Ohne Zweifel!" erwiederte der Oberst. „Durchlaucht werden durch den Herrn Grafen sofort die Beweggründe erfahren, welche Ihre Hoheit ver=

hindert haben, Höchstdero Ankunft, wie Sie doch gewünscht, abzuwarten."

Der Prinz schüttelte den Kopf, und im raschen Gange nach dem Schlosse fragte er den Oheim: „Fräulein von Ardon! Wer ist das, Onkel Augustus? Wieder eine neue Französin zu den anderen?"

„Sie wird Eurer Durchlaucht gleich aufwarten," antwortete Dünnwald an des Grafen Statt. „Dort seht Ihr sie neben meiner Frau. Sie ist keine Französin, sondern eine Schweizerin, und erst kürzlich in den Dienst der Frau Herzogin getreten."

Der Prinz warf einen scharfen Blick auf die feine Brünette, welche neben der Frau vom Hause am Eingange des Schlosses stand. Sie gefiel ihm sehr wohl. „Gieb ihr nur gleich Audienz, Onkel Augustus," sagte er, „damit unsere Neugier befriedigt wird."

Der Empfang war von Seiten der jungen Hauswirthin um so liebenswürdiger, je unbehaglicher sie sich dabei in ihrem Bewußtsein fühlte. Sie konnte sich nicht wie Isaure d'Ardon von Schuld freisprechen. Das Fräulein wurde dem Prinzen vorgestellt, der sie auch gleich nach seiner Schwester fragte. Sie wiederholte unbefangen, was der

Oberst bereits gesagt hatte, und wandte sich dabei mehr an den Grafen.

„Gilt Euer Auftrag ausdrücklich mir?“ fragte dieser. „Die Prinzessin hat von der Ankunft des Prinzen noch nichts gewußt, sonst würde sie Euch unfehlbar nicht an mich gewiesen haben. Ich bitte Euch daher, was Euch die Prinzessin aufgetragen hat, Seiner Durchlaucht zu sagen.“

Sie waren dabei in das große Zimmer getreten. Als ihn der Oheim so feierlich Seine Durchlaucht nannte, was ihm eigentlich noch gar nicht zukam, erröthete der Prinz. Isaure verneigte sich mit einem bescheidenen Blicke der Entschuldigung vor ihm und sagte: „Meine Fürstin hat mir ausdrücklich befohlen, den Auftrag an keinen Andern, als an den Herrn Grafen von der Liegnitz zu bestellen.“

„Ich werde doch aber auch etwas erfahren!“ versetzte der Prinz freundlich.

„Ganz gewiß, gnädigster Herr,“ versicherte die Walliserin, und Frau von Dünnwald, welcher das Herz schlug, öffnete schon das Nebenzimmer, in welchem der Graf ohne Zeugen die Mittheilung hören sollte.

Das junge Mädchen war mit dem Grafen jetzt allein und schien demüthig die Erlaubniß

zum Reden abzuwarten. „Wollt Ihr mir also vertrauen, was Euch aufgetragen ist?“ sagte Augustus.

Sie verneigte sich wiederum mit der ihr eigenen Anmuth und begann, ohne ihre Augen zu ihm zu erheben: „Ihre Durchlaucht haben mir befohlen, diesen Brief“ — sie zog ihn aus ihrer Gürteltasche — „Eurer Gnaden zur geneigten Bestellung an die Frau Herzogin-Regentin zu überreichen und dabei zugleich um Dero gütiges Fürwort zu bitten. Meine Fürstin hat sich mit Seiner Durchlaucht dem Herzoge Philipp zu Holstein vermählt, und da er heut' hier eintraf, um seine Frau Gemahlin abzuholen, so ist sie ihm nach Wien gefolgt.“

Bei diesem nie geahnten Aufschluß verlor der Graf einen Moment die Selbstbeherrschung, die er sonst unter allen Verhältnissen zu bewahren wußte. „Verstehe ich Euch recht,“ erwiederte er mit einer Stimme, der man die mächtigste Bewegung anhören konnte, „so hat diese Vermählung ohne Vorwissen der Herzogin stattgefunden!“

„Ich bin nicht eingeweiht, gnädigster Herr,“ antwortete das Fräulein. „Ich bin erst vor Kurzem in den Dienst Ihrer Durchlaucht getreten. Allerdings war die Frau Herzogin nicht mehr in

Liegnitz anwesend, als die Vermählung auf dem Schlosse vollzogen wurde."

„Der Herzog von Holstein — ich kenne ihn nicht, aber ich weiß, er steht in kaiserlichen Diensten und — ist Katholik. Verhüte Gott —" hier unterbrach der Graf seine Rede. Die Aeußerung, zu der er sich hinreißen lassen wollte, gab ihm die Geisteskraft zurück, sich zu fassen.

Isaure aber nahm die momentane Pause wahr und sagte in bescheidenem Tone, aber mit dem vollen Aufschlag ihrer schönen schwarzen Augen: „Gnädigster Herr, auch ich bin eine Katholikin."

„Ist meine Nichte übergetreten?" fragte der Graf, seine tiefe Bewegung wenigstens äußerlich verbergend.

„Ein Priester unserer Kirche hat den Bund eingesegnet," erwiederte Fräulein von Ardon. Es trat eine längere Pause ein. Sie hatte nichts weiter zu sagen. Es schien nicht angemessen, sie weiter auszufragen; sie war nicht eingeweiht, wie sie gesagt hatte, und gehorchte nur dem Befehle ihrer Herrin.

Der Graf dankte ihr für ihre Mittheilung. Sie bat um Erlaubniß, nicht mehr zur Gesellschaft zurückkehren, sondern sich zu Frau von Rothbuch begeben zu dürfen, welche erkrankt sei. Wie kam

sie dazu, ihn um Erlaubniß zu bitten? Hatte er in irgend einer Weise über sie zu bestimmen?

Er erwiederte freundlich, daß er sie bei Frau von Dünnwald entschuldigen wolle, und fragte, ob Frau von Rothbuch der Herzogin von Holstein folgen werde. „Oder Ihr?" setzte er hinzu.

„Wir Beide nicht," antwortete sie. „Die Frau Hofmeisterin hat ihr Amt niedergelegt, und für mich —" sie stockte ein wenig und setzte dann leiser hinzu: — „für mich wird Gott sorgen!"

Er sah sie mit Antheil an. So jung war sie noch und in so weiter Ferne von ihrer Heimath, von ihren Verwandten! „Euer frommer Glaube wird seine Bestätigung finden," sagte er, „Gottvertrauen läßt nimmer zu Schanden werden." Sie blickte dankbar zu ihm auf und entfernte sich dann durch eine Seitenthür.

Die Unterhaltung, welcher sich unterdessen der Oberst Dünnwald und seine Frau eifrig befleißigten, konnte den Prinzen nicht befriedigen. Er war noch nicht alt genug, um seine Ungeduld zu zügeln. Zerstreut lauschte er nach dem Nebenzimmer, ob der Oheim nicht bald zurückkehren werde. Endlich kam der Graf. „Nun?" rief der Prinz heftig.

Augustus wandte sich zunächst an das Ehe-

paar und fragte, ob sie von Allem unterrichtet seien.

„Ihre Durchlaucht hat uns allerdings mit ihrem Vertrauen beehrt,“ erwiederte Frau von Dünnwald, „aber wir durften nicht vorgreifen.“

„Wohlan!“ sagte der Graf zu seinem Neffen. „Die näheren Umstände wollen wir zu Hause besprechen. Nur die Thatsache jetzt: Charlotte hat sich vermählt und ist von ihrem Gemahl abgeholt worden.“

Ein heiteres Erstaunen zeigte sich in dem Gesichte des jungen Fürsten. „Charlotte!“ rief er. „Mit wem?“

„Mit einem Herzoge von Holstein,“ antwortete der Graf. „Du sollst Alles erfahren, beschwichtige Dein natürliches Verlangen danach nur eine kurze Weile. Frau von Dünnwald wird uns entschuldigen, wenn wir unsern Besuch abkürzen, nicht wahr, Herr Nachbar?“

Der armen Frau, welche sich auf die Folter gespannt wähnte, fiel ein Stein vom Herzen, da die peinlichen Momente bald vorübergehen sollten. Sie wagte noch eine schwache Einladung, wenigstens zu Mittag zu bleiben, aber der Prinz lehnte dieselbe auch ab, und die Dünnwald eilte, in aller Schnelligkeit eine Collation auftragen zu

lassen. Sie wollte erst mit dem Tafeltuch wieder zum Vorscheine kommen, Dünnwald mochte die Sache ausfechten. Dieser erwartete, wenn er mit den beiden Verwandten der jungen Herzogin von Holstein allein war, eine scharfe Frage bestehen zu müssen, und wäre dann nach seiner Soldatennatur gewiß nicht hinter'm Berge geblieben; zur Verwunderung bewies aber der junge Herr eine Selbstverläugnung, die man seinen Jahren gar nicht zugetraut hätte; er enthielt sich aller Fragen und sprach nur von anderen Dingen. Das mochte die unbedingte Folgsamkeit sein, an die er gegen seinen Oheim gewöhnt war. Recht so, wenn er nur auch künftig in seiner Regierung dabei blieb, vom Grafen konnte er nur heilsame Rathschläge hören.

Endlich war der Moment gekommen, die beiden Gäste fuhren aus dem Schloßhofe. „Nun, Adelheid," sagte der Oberst zu seiner Frau. „Der Kelch wäre denn glücklich vorübergegangen. Vor der Hand sehen wir den Nachbar nicht wieder. Er wird das junge Herrlein nach Brieg begleiten, um der Mutter die kühne That ihres Töchterchens zu verkünden. Zur Sühne spricht er gewiß nicht, denn er ist ein Mann, dem die Autorität etwas gilt, und der Schritt der Prinzeß, wenn wir ihn

auch im Punkte der Religion als Katholiken billigen, ist doch als heimliche Ehe vor der Mutter nicht zu rechtfertigen. Geschehenes läßt sich aber nicht ändern, der Holsteiner als kaiserlicher Generalwachtmeister wird sich nicht einschüchtern lassen, überdem ist das Eheband nach den Grundbestimmungen unserer Kirche unauflösbar. Die Frau Mama wird sich schon ergeben müssen und vielleicht dem guten Beispiele der Tochter folgen, am Ende in beiderlei Beziehungen."

„Sprecht nicht so leichtfertig!" strafte ihn die Frau. „Wenn Gott ihre Seele erleuchtet, wird sie vielleicht zum wahren Glauben zurückkehren, da sie ja auch Umgang mit frommen Dienern unserer Kirche pflegt — aber an eine zweite Heirath denkt sie wohl nimmer. Der Herzog ist kaum ein Jahr todt!"

Als Georg Wilhelm schon unterwegs erfuhr, welche Bewandtniß es mit der Vermählung seiner Schwester hatte, daß dieselbe ohne Vorwissen der Mutter geschehen und mit dem Uebertritt Charlottens zur katholischen Kirche verbunden war, gerieth er in den heftigsten Unwillen und bestand auf ungesäumter Abreise nach Brieg. Der Oheim fand es für gut, den Brief Charlottens mit einem kurzen Begleitschreiben von seiner Seite durch

einen Eilboten vorauszusenden, damit die Herzogin schon vor der Ankunft ihres Sohnes von Allem unterrichtet sei. Er selbst beschloß nach seinem eigenen Gute Kantersdorf zu gehen und dort abzuwarten, ob die Schwägerin das Bedürfniß fühle, sich gegen ihn auszusprechen. Sein Verhältniß zu der Herzogin Luise hatte sich seit dem Tode ihres Gemahls und der Uebernahme der Regentschaft etwas förmlicher gestaltet, während sie früher stets offen und herzlich gegen ihn gewesen war. Möglich, daß sie nicht in allen Dingen nach seiner strengen Ansicht handelte und ihn daher auch wie ihre Tochter scheute. Wenigstens war sie schon mit ihm, als einem der Vormundschaftsräthe, bei mancher Gelegenheit verschiedener Meiung gewesen, wobei sie um so beharrlicher auf der ihrigen bestanden, je unlogischer die Gründe waren, mit welchen sie dieselbe unterstützte.

Augustus trennte sich auf der Reise von seinem Neffen und fuhr nach Kantersdorf, wo er spät Abends unangemeldet in das Wohnzimmer trat. Am Kamine saß seine Gemahlin mit ihrer „adeligen Jungfer" und spann nach guter alter Sitte. Ihre hellblauen Augen blickten zwar etwas verwundert bei der unerwarteten Erscheinung des

Grafen, aber sonst veränderte sich nichts in ihrem nicht unschönen, aber ausdruckslosen Gesichte, noch minder machte sie Anstalt, ihre füllreiche Gestalt von dem bequemen Sessel zu erheben. Nur ihr Fuß unterbrach seine Bewegung auf dem Tritt des Spinnrades, das Schnurren hörte auf, die Hand mit dem Faden sank und die Gräfin fragte, den Gruß ihres Gemahls mit einem Kopfnicken erwiedernd, ziemlich gleichmüthig: „Schon zurück?“

Das Fräulein schob ihr Spinnrad schnell beiseit und stand auf. Augustus grüßte auch sie und sagte zu seiner Gemahlin: „Ein besonderer Anlaß hat meine Heimkehr beschleunigt, Charlotte.“

„So?“ war die ganze Antwort, sie schien gar keine Neigung zu haben, diesen Anlaß zu erfahren. Das Fräulein, ein stilles, bescheidenes Wesen, entfernte sich und der Graf nahm auf ihrem Stuhle Platz. Da nickte ihm seine Frau zu, sah ihn einen Moment freundlich an, und das Rädchen schnurrte schon wieder. Er wollte aber mit ihr reden. Sie war ja im Grunde herzensgut, und nahm nach ihrer Weise an Allem, was ihn betraf, Antheil; für ihr phlegmatisches Temperament und ihre fehlende Geistesgaben konnte sie ja nicht.

„Laß uns lieber zusammen reden, Charlotte," sagte er, indem er die Hand auf ihren Arm legte, um ihrem Fleiße Einhalt zu thun. Sie lächelte und ließ nach, indem sie ihre weißen, etwas starken Hände in den Schooß legte.

Als er ihr erzählte, was er in Saabor erlebt hatte, wurden ihre Augen immer größer. — „Das ist ja erschrecklich!" sagte sie. „Wer hätte das der Lottel zugetraut! Einen von den katholischen Holsteinern also? Sonderburg-Beck?"

„Herzog Philipp von Holstein-Sonderburg-Wiesenburg," erwiederte er. Die betrübende Thatsache schien auf sie wenig Eindruck zu machen. Er wunderte sich nur über seine stets erneuten Versuche einer Verständigung mit ihr.

„Ja, die Rosel heirathet nun auch," sagte die Gräfin. Ich hatte mich so an sie gewöhnt! Aber was will man machen! Ihr Vater hat's zugegeben, der Kittlitz will nicht länger warten — wer kann's einem Bräutigam verdenken?"

„Allerdings Niemand!" versetzte der Graf kalt. „Habt Ihr schon an einen Ersatz gedacht?"

„Ich nicht," erwiederte sie. „Aber die gute Luisel will mir Eins schicken. Sie wird nur jetzt andere Dinge im Kopfe haben, da ihr die Lottel den schlechten Spaß gemacht hat!"

Augustus stand auf und zog sich in sein Zimmer zurück. Die Gräfin setzte sofort ihr Spinnrad mit Eifer in Bewegung, und als ihre Rosel wieder hereinkam, theilte sie ihr spinnend mit, was ihr der Graf eben erzählt hatte. Ein Geheimniß konnte es ja nicht bleiben.

4.
Dunkle Schatten.

Wer die Verhältnisse kannte, die Schicksale, welche das Fürstenhaus, dem der Graf von der Liegnitz entsprossen war, und ihn selbst betroffen hatten, der mochte wohl nicht mehr fragen, warum er immer so tiefernst, sein Antlitz nur selten vom Dämmerschein eines Lächelns erhellt sei. Ihm war kein dauerndes Glück im Leben beschieden gewesen. Wohl hatte seine erste Gemahlin, aus dem Hause Rupa, die Wittwe des Freiherrn von Saradeck, ihm drei Kinder geschenkt, sie waren alle todt, der Sohn, ein hoffnungsvoller Jüngling, erst vor zwei Jahren, in seinem sechzehnten gestorben! Zum zweiten Male hatte er sich vermählt mit Charlotte von Nassau-Dillenburg, die er kennen gelernt hatte, als ihr Bruder, Fürst Hein-

rich, die einzige Tochter des Herzogs Georg zu Brieg, der Augustus' Halbbruder war, heimführte. Ihr sanftes Wesen hatte ihn angesprochen, die Sehnsucht nach einer erneuten Häuslichkeit ihn Hoffnungen hegen lassen, welche sie nimmer erfüllen konnte, weder für sein Herz, noch seinen Geist. Die Bekanntschaft war zu kurz gewesen, um sich gleich davon zu überzeugen. Nun lebte er unverstanden, unbeglückt an ihrer Seite, und sie ahnte nicht einmal, welche Kluft sie von ihm trennte. Wie viele Frauen gleich ihr wissen nicht, wie fern sie ihren Männern stehen!

Das war aber ein Verhältniß, mit dem er sich abgefunden hatte. Schwerer drückten ihm die Schicksale seines Hauses alle Freudigkeit danieder. Wenn ihm auch das Wort seines Vaters, dessen Beweggrund er achten mußte, das Recht der Nachfolge abgesprochen hatte, so fühlte er sich doch in jedem Pulsschlage einen echten Piasten, und was seinen Stamm in Freud und Leid betraf, das traf auch ihn. Sein Vater, Johann Christian, Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau, hatte das Land, dem er die Leiden des Krieges nicht ersparen konnte, verlassen und war mit seiner Familie nach Polnisch-Preußen gegangen, wo er seine treue Hedwig, Augustus' Mutter, verloren hatte und ihr nach

einem halben Jahre in die Gruft gefolgt war. Seine drei erbberechtigten Söhne kehrten erst sechs Jahre nach dem westfälischen Frieden in ihre verheerten Lande zurück und theilten dieselben, welche sie fünfzehn Jahre — seit ihres Vaters Tode — gemeinschaftlich besessen hatten. Wenn Augustus sich die Zeit zurief, wo alle Drei noch im besten Mannesalter standen, alle Drei verheirathet! Sein ältester Stiefbruder Georg, welchem Brieg durch das Loos zugefallen war, hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin von Münsterberg wieder vermählt. Wenn Augustus daran dachte, wie er mit dem Marschall von Kanitz und drei Fähnlein Leibgarde zu Pferd von Crossen die siebzehnjährige bildschöne Braut, Dorothea Elisabeth von Pfalz-Simmern, eingeholt hatte, so konnte er sich einer tiefen Traurigkeit nicht erwehren. Welches Glück umstrahlte damals den geliebten Bruder! Welche Pracht war beim Empfange der holden Braut in Schlesien entfaltet worden! Schon in Glogau, wo zwei Lustspiele, welche Andreas Gryphius ihr zu Ehren gedichtet, eins davon, die geliebte Dornrose, in schlesischer Mundart, vor ihr aufgeführt worden, dann im Piastenlande: zu Liegnitz, der Residenz ihres künftigen Schwagers Ludwig, und endlich auf dem Schlosse ihres Ge-

mahls zu Brieg. Herzog Georg war ihr mit der ganzen Ritterschaft entgegen geritten, alle Städte des Fürstenthums hatten ihre Bürgercompagnien nach Brieg geschickt, wo Kanonensalven und schmetternde Fanfaren den Einzug begleiteten. Seitdem Todesfall auf Todesfall im Hause der Piasten! Als Herzog Georg sein einziges Kind aus erster Ehe dem Fürsten von Nassau vermählt und bis hinter Liegnitz begleitet hatte, wo ein Denkmal die Stelle des traurigen Abschiedes im „Thränenthal" bezeichnet, wohnte er auf der Heimkehr dem Begräbniß seines Bruders Ludwig bei, zwei Monate später starb seine junge Gemahlin. Im Fieberwahn ihrer letzten Mitternacht hatte sie ihm das Versprechen abgefordert, mit ihr zu sterben, und er überlebte sie nur acht Wochen! In seiner Bibel hat man den Wunsch, ihr bald zu folgen, von seiner Hand eingeschrieben gefunden. Kurz darauf begrub Augustus seine erste Gemahlin, wenige Jahre später seinen einzigen Sohn. Dann war sein letzter Stiefbruder, Herzog Christian, in die Gruft gesenkt worden. Vom ganzen Mannesstamme der Piasten, wer lebte noch? Ein fürstlicher Knabe und er, der Ausgeschlossene!

Den Gedanken, der ihn fort und fort wie ein schwarzer Schatten heimsuchte, die Ahnung, die

ihm den unvermeidlichen Schluß des tragischen Geschickes vorführte, den Untergang seines Hauses, hatte er nur einem Freunde ausgesprochen, und dieser, der Einzige, gegen den er zuweilen sein Herz öffnete, wohnte nicht in einem Fürstenschlosse oder Herrensitze, sondern auf einem einfachen Pfarrhofe. Auch jetzt wollte er ihn einmal wieder besuchen, er sehnte sich, mit ihm die neueren Erlebnisse in seinem Geschlecht zu besprechen, deren Tragweite in Bezug auf die ohnehin bedrohten Religionsverhältnisse in Schlesien sich noch nicht übersehen ließ, aber auch die allgemeine wahrhaft traurige Lage des deutschen Vaterlandes weckte ihm das Bedürfniß, darüber mit einem redlichen Manne zu reden. Der Freund, dem er sich in jüngeren Jahren schon auf der Universität angeschlossen, hatte sich in seiner ländlichen Zurückgezogenheit den klaren Blick nicht auf den engen Kreis seiner Gemeinde beschränken lassen, sondern ein warmes Interesse über das, wenn auch noch so geliebte Schlesien hinaus für das ganze deutsche Vaterland bewahrt. Sein gesundes Urtheil konnte manchen Reichstagsabgesandten beschämen. Augustus hatte jetzt so viel mit ihm zu besprechen. Eine für Deutschland sehr traurige Nachricht war ihm noch vor seiner Abreise aus dem Glogauischen durch einen Gutsnachbar, den

Freiherrn von Maltzan auf Deutsch-Wartenberg, erzählt worden. Dieser hatte sie bei einem Gelage von dem Festungscommandanten von Glogau, General von Knigge, gehört, der ihre Wahrheit verbürgte. Auf die Mitwirkung des Kurfürsten von Brandenburg im Kriege gegen Frankreich war nicht zu rechnen! Sein Friede mit Ludwig dem Vierzehnten war so gut als gewiß. Friedrich Wilhelm hatte im letzten Feldzuge ein für seinen kleinen Staat sehr starkes Heer in Person gegen den Feind geführt, war aber vom Kaiser, seinem Bundesgenossen, schlecht unterstützt worden. Die österreichische Politik ging ihre eigenen Wege. Ein „neuer mächtiger Fürst der Wenden an der Ostsee" war ihr ausgesprochenermaßen bedenklich geworden, seine erkämpfte Souveränetät im Herzogthum Preußen, das nicht zum deutschen Reiche gehörte, entzog ihn zum Theil der Obergewalt des Kaisers; er besaß Länder an der Weser, am Rheine, hatte Erbansprüche an die drei schlesischen Fürstenthümer der Piasten. Schon richtete er seinen Blick auf das Meer, hatte den Anfang zu einer Flotte gemacht, konnte damit in fremden Erdtheilen Besitzungen erlangen, Colonien anlegen, — wenn alle diese Grundsteine zu einem Staatsbau zusammengefügt und fest verbunden wurden, welch

eine drohende Gefahr für die schon im dreißigjährigen Kriege morsch gewordenen Reichsverhältnisse, ja für das Haus Habsburg! Der Politik schien es also fein und staatsklug, dem Sieger von Warschau nicht zu neuen Lorbeeren am Rhein zu verhelfen, sondern Ludwig den Vierzehnten lieber zu schonen und sich mit ihm zu verständigen. Der König von Frankreich hatte diese Stimmung benutzt und den Kaiser mit falschem Spiel hingehalten, während er seine ganze Uebermacht auf die westfälischen und rheinischen Lande des Kurfürsten von Brandenburg warf, um ihn durch die furchtbarste Verwüstung derselben zum Frieden zu zwingen. Die Verheerung war der erste Schritt zu dem Schreckenssystem König Ludwig's und seines Ministers Louvois gegen Deutschland, an Greueln den schlimmsten der Geschichte nichts nachgebend. Was half es, daß in den weiten Gauen des Reiches im Volke Zorn und Scham aufloderte, daß so manche deutsche Faust sich ballte? Durfte sie denn losschlagen? Brachte denn selbst die äußerste Noth und Schmach den deutschen Reichstag mit seinen zweihundert Stimmen zu einmüthigem Handeln und energischer That? Wo war das Reichsoberhaupt, das noch die Macht und den Willen hatte, die Kraft der Nation zu-

sammen zu fassen, um Europa wieder einmal zu zeigen, was Deutschland, dafern es einig ist, vermag? König Ludwig durfte vor den Beschlüssen des Regensburger Reichstages keine Sorge tragen — er hatte dort seine guten Freunde und Verbündeten, die geistlichen Kurfürsten von Köln und den Bischof von Münster, und brauchte nur Einen zu fürchten, der rasch zur That war, den Brandenburger. Den aber zu isoliren und darum zu überwältigen, war ihm gelungen. Ein Theil des Unwillens kehrte sich nun gegen diesen und tadelte ihn, daß er dem Drucke nachgegeben und sich zum Frieden, dessen Abschluß bevorstand, bequemt habe. Selbst Augustus von der Liegnitz war nicht frei davon. Er an des Kurfürsten Statt, meinte er wenigstens, würde lieber mit Land und Leuten zu Grunde gegangen sein, ehe er die Hand zum Frieden geboten hätte! Aber wußte man denn, wie Friedrich Wilhelm von Allen im Stich gelassen war, wie selbst die Holländer, denen er ohne alle Verpflichtung, er der Erste, bei dem Angriffe der Franzosen zu Hülfe gekommen, ihn jetzt behandelten? Subsidien hatten sie ihm versprochen zur Unterhaltung seiner Armee, die weit über die Kräfte seines Landes ging, jetzt verkürzten sie ihm dieselben in schäbiger Knauserei — und endlich,

achtete man denn seine Regentenpflicht gegen das ihm anvertraute Wohl seiner Unterthanen für nichts? Auch Graf Liegnitz würde bei all' seiner Charakterstärke nicht anders gehandelt haben, denn wer ihm nachgesagt, daß er ein Menschenfeind sei, hatte ihm schweres Unrecht gethan. Nie hat ein Herz menschenfreundlicher, nie wärmer für die Mitbrüder geschlagen, für den Einzelnen wie für die Gesammtheit!

In ganz Deutschland würde auch wohl das Urtheil über Friedrich Wilhelm von Brandenburg milder gelautet haben, wenn man schon die Clausel gekannt, ohne welche er nimmer Frieden geschlossen hätte. Der treue deutsche Fürst entsagte dem Kriege nur in so weit, als er nicht als Mitglied des deutschen Reichs zur Wiederaufnahme desselben veranlaßt werde. Er hoffte, das deutsche Reich werde die Verletzung deutschen Bodens nicht zahm dulden, sondern dafür den Franzosen den Krieg erklären. König Ludwig aber lächelte dazu und ließ sich die Clausel gefallen. Er kannte seine geduldigen Nachbarn besser und hatte seinen Truppen schon Befehl gegeben, auch andere deutsche Gebiete zu überziehen. Unter dem Vorwande, daß die kaiserliche Armee bei Straßburg über die Rheinbrücke gehen könne, brannten die Franzosen

einige Joch derselben ab, und Straßburg war damals noch eine deutsche Stadt. Der Kurfürst von Trier, Karl Kaspar, hatte kaiserliche Garnison in seine Festung Ehrenbreitstein aufgenommen, dafür mußte er bestraft werden. Auch das Erzstift Mainz konnte nicht verschont bleiben, und zwar aus strategischen Gründen, weil die natürliche Operationslinie der französischen Heere durch Franken ging. Vielleicht gelang es, mit etwas rauhen Mitteln die geistlichen Fürsten des oberrheinischen und fränkischen Kreises auf seine Seite zu ziehen, wie er schon die von Köln und Münster gewonnen hatte. Waren doch alle deutschen Fürsten seit dem dreißigjährigen Kriege unabhängig vom Kaiser, und er führte ja nur Krieg gegen diesen, nicht gegen sie, denen Frankreich schon seit hundert Jahren sein unbegrenztes Wohlwollen und seinen Schutz zugesagt hatte.

Graf Augustus in seinem einsamen Zimmer wurde durch diese Betrachtungen immer mehr verbittert. Er hatte von früher Knabenzeit an den Worten und Lehren edler und hochbegabter Männer gelauscht, und auch später mit solchen oft Umgang gepflogen. Schlesien war damals reich an ihnen, wie auch Italien deren gerade zur Zeit seiner größten Zerrissenheit am meisten hervor-

gebracht hatte. Vor Allen zu nennen war Martin Opitz — von Boberfeld, wie er bei seiner Erhebung in den Adelstand nach dem Flüßchen seiner Heimath genannt worden — der „Gekrönte" in der Fruchtbringenden Gesellschaft, und nicht blos deshalb, weil ihn Kaiser Ferdinand eigenhändig zum Dichter gekrönt hatte. Wer kennt nicht die Verdienste des hochberühmten Mannes um Deutschlands Bildung, Sprache und Poesie? Er war dem Hause Liegnitz immer zugethan gewesen und hatte sich bei dessen Fürsten, ohne eine Anstellung zu haben, viel aufgehalten. Mit Herzog Johann Christian, Augustus' Vater, war er dann, als dieser sein Land verließ, nach Thorn gegangen, später hatte er die ihm vom Könige von Polen gebotene Stelle eines Secretärs und Historiographen in Danzig angenommen. Augustus, wie jung er damals auch gewesen war, konnte sich noch deutlich des stattlichen Mannes mit den ruhigen, etwas breit getrennten Augen und dem starken Haar, das er tief in die Stirn trug, erinnern, und wenn er seine bedeutungsvollen Aussprüche nicht wörtlich, sondern nur dem Geiste nach behalten hatte, so war doch manches Wort ihm wieder eingefallen, als er sich in reiferen Jahren an den Dichtungen des „Schlesischen Schwans"

erfrischt hatte. Den tiefsten Eindruck hatten immer diejenigen Stellen aus Opitz' „Poetischen Wäldern" auf ihn gemacht, in denen der Dichter den Jammer des zerrütteten Vaterlandes beklagt. Augustus besaß selbst noch den Entwurf zu einem Gedichte von Opitz' Hand. Es war die Ode: „An die Deutschen!" welche erst nach Opitz' Tode gedruckt worden ist, weil ihn wahrscheinlich Rücksichten abgehalten hatten, dieselbe erscheinen zu lassen. Sie ist vielleicht nicht einmal vollständig erhalten. Der Entwurf, welchen Augustus unter den Papieren seines Vaters gefunden hatte, war vielfach durchstrichen und verbessert, die Stelle aber, die er immer wieder gelesen und bei welcher er einen Fleck, wie von einer gefallenen Thräne, bemerkt hatte, lautete:

„Was kann der stoltze Feind Dir rauben?
Dein Haab' und Gut bleibt doch dahier;
Geh' aber Du jhm auff die Hauben
Und brich jhm seinen Halß dafür!"

Hatte diese Stelle dem Herzoge, Augustus' Vater, gegolten? War sie ein Vorwurf für ihn, daß er aus seinem Lande gewichen war und dasselbe, unter den Liechtensteinern zuckend, sich selbst überlassen hatte? Und die Thräne, welche auf das Blatt gefallen, aus wessen Augen war sie

geflossen? Augustus hatte heute, durch den Lauf seiner Gedanken veranlaßt, das sorglich verwahrte Papier hervorgesucht und las in der verblaßten Schrift den Anfang des Gedichts, die einzige in diesem Entwurf vollendete Strophe:

„Auff, auff, wer Teutsche Freyheit liebet,
Wer Lust für Gott zu fechten hat,
Der Schein, den Mancher von sich giebet,
Vollbringet keine Ritterthat.
Wann Fug und Vrsach ist zu brechen,
Wann Feind nicht Freund mehr bleiben kann,
Da muß man nur vom Sehen sprechen,
Da zeigt das Hertze seinen Mann!"

In gleichem Sinne hatte Friedrich von Logau gedichtet, welchen Augustus oft am Hofe seines Bruders Ludwig zu Liegnitz gesehen hatte. Schon vor zwanzig Jahren war Logau gestorben, den der Verfall Deutschlands mit lebendigem Schmerz und edlem Zorne erfüllt — wie würde er die heutige Zeit mit scharfen Worten gegeißelt haben, wenn er erlebt hätte, wie sich das deutsche Volk von den Franzosen mit Füßen treten ließ! Er hatte es einst mit bitterem Hohne an seiner Vorfahren Weise erinnert:

„DEr Teutschen ihr Papier
War ihres Feindes Leder,
Der Degen war die Feder,
Mit Blute schrieb man hier!"

Diese Klänge paßten noch heute, als tönten sie frisch aus den Saiten — und leider haben sie oft und immer wieder für das deutsche Volk gepaßt, ohne je den gewünschten Erfolg zu haben, bis das Maß in unserem Jahrhunderte endlich einmal voll war und überschäumend in Deutschlands Befreiungskriege neue begeisterte Sänger weckte. Wenn aber auch damals Viele so gedacht hätten, wie der Einsame zu Kantersdorf, der das Blatt mit den feurigen Worten Martin Opitz's vor Augen hielt, wär's darum anders geworden? „Alle zu Hauf'!" Eitler Traum, so lange hundert verschiedene Banner und Standarten über den deutschen Reichsvölkern wehten!

Augustus hatte indessen, was seine Person betraf, längst seinen Entschluß gefaßt. Er wollte wenigstens versuchen, seinen Helm, dem die Fürstenkrone versagt war, mit einem Lorbeerreis zu schmücken. Daß sein einfacher Degen nicht schwer, wie ein Brennusschwert, in die Wagschaale fallen konnte, wußte er wohl, und er hatte gelächelt, als Frau von Dünnwald seinen Entschluß in aufgeregter Weise wie ein Glück für die gute Sache gepriesen hatte. Aber er wollte, so viel an ihm lag, dem deutschen Adel in freiwilliger Kriegsfolge ein Beispiel geben und seinen Ahnen, die

seit Jahrhunderten nun im väterlichen Regiment die alten schlimmen Thaten einzelner piastischer Fürsten gut gemacht und nicht nach Kriegsruhm gedürstet hatten, ein frisches, ein letztes Lorbeerblatt mitbringen, wenn er einst zu ihnen versammelt wurde.

Noch ehe er seinen Ritt nach dem einige Meilen entfernten Pfarrhofe seines Freundes ausführen konnte, kam ein Bote seiner Schwägerin, der Herzogin Luise, nach Kantersdorf und überbrachte ihm einen kurzen Brief, in welchem sie ihn dringend zu einer Besprechung nach Brieg einlud. Die Geständnisse ihrer Tochter mußten einen tiefen und schmerzlichen Eindruck auf sie gemacht haben. Augustus leistete ungesäumt Folge, und wurde von ihr, als er sich anmelden ließ, ohne Zeugen empfangen.

Die zarte Gestalt der Herzogin erschien ihm heute noch gebrechlicher als sonst, auch ihr Geist, der sich immer mit ungewöhnlicher Kraft über die körperliche Schwäche zu erheben wußte, schien gebeugt zu sein; sie konnte sich beim Eintritt ihres Schwagers der Thränen nicht enthalten, welche nun in schweren Perlen ihren Augen entströmten. Stumm reichte sie ihm die Hand, welche er küßte, dann brach sie in aufgeregte Worte aus.

Er suchte sie durch freundlichen Zuspruch zu beruhigen, aber so leicht wurde ihm das nicht, er mußte sie gewähren lassen, und es entging ihm nicht, daß ihre schwerste Anklage nur immer die heimliche Vermählung Charlottens, nicht ihren Uebertritt zur katholischen Kirche traf. Nachdem ihr Herz sich durch Klagen erleichtert hatte, konnte sie erst ihre Gedanken darauf richten, wie sich nun das Verhältniß zu ihrer Tochter gestalten werde. An Verzeihung dachte sie noch nicht, sie war zu empfindlich verletzt, als daß ihre natürliche Herzensgüte schon siegen konnte. Schweigend legte sie dem Schwager dann die Antwort auf Charlottens Brief vor, die sie aufgesetzt hatte. Augustus las die Worte, welche mehr der beleidigten Autorität der Fürstin als dem Muttergefühle entflossen waren. Er rieth zur Milde, wovon sie aber nichts wissen wollte, und als sie wiederum Dünnwalds und Andere anklagte, ihre Tochter irre geleitet und zu ihrem strafbaren Schritte die Hand geboten zu haben, fragte er sie, ob sie sich selbst ganz freisprechen könne?

Das war wieder der Ton, der sie schon bei Lebzeiten ihres Gemahls dem Schwager entfremdet hatte, und jetzt, da sie Regentin war und seinen Beirath wohl erbitten konnte, aber nicht zu

befolgen brauchte, wie eine Anmaßung klang. Es war der Ton eines Censors. Sie bezwang sich und fragte ihn nur, wie er das meine? Zu der heimlichen Ehe habe sie doch Charlotten keinen Anlaß gegeben.

„Ich dachte mehr an die Folgen dieser Verbindung, den Glaubenswechsel!" erwiederte er.

„Ja! Auch das ist schrecklich!" sagte die Herzogin, indem sie ihre Augen sorgenvoll — und darum für seine Zweifel beruhigend — zu ihm erhob. „Aber was soll ich dabei verschuldet haben? — Seid auch Ihr der Meinung," setzte sie rasch hinzu, „daß ich auch katholisch werden könnte, weil ich mich nicht gegen Andersglaubende absperre, sondern auch Männern katholischen Bekenntnisses, wenn sie klug und geistreich sind, Zutritt zu mir gestatte? Nicht wahr, Jesuiten gehen bei mir aus und ein? Die Fürstenthümer werden eines Morgens durch die Nachricht überrascht werden, daß sie über Nacht katholisch geworden sind, weil ihre Regentin übergetreten ist, und der Artikel des Religionsfriedens lautet: Wessen das Land, dessen Religion muß es haben?"

Auf den Lippen des Grafen schwebte bei dieser bittern Rede die Antwort, daß nicht ihr, sondern ihrem Sohne das Land gehöre, und die

Stände wie die Vormundschaftsräthe schon Sorge tragen würden, die angedeutete Gefahr fern zu halten, doch schonte er die gereizte Frau, aus deren Worten und freiem Ausblick er doch immer das gute Gewissen entnahm. Er gab ihr zu, daß im Lande allerdings Befürchtungen laut geworden, weil die Beschränkung der Religionsfreiheit in den kaiserlichen Gebieten Schlesiens im Wachsen sei und katholische Eiferer das Zugeständniß derselben für die Länder der protestantischen Herzoge und den ganzen Adel in Schlesien gleich anfangs bekämpft hatten; aber er versicherte, daß er fern davon sei, eine Fürstin von askanischem Blut, verwandt mit allen protestantischen Fürstenhäusern, besonders Brandenburg und Sachsen, eines Abfalls von ihrem Glauben, für welchen mancher Fürst von Anhalt gekämpft, fähig zu halten. Nur meine er, das auf das weniger feste, jugendlich erregbare Gemüth Charlottens doch eine oder die andere katholische Person, welche Zutritt am Hofe gehabt oder mit Besuchen beehrt worden, nicht ohne Einfluß geblieben sei.

„Ich verstehe Euch!" entgegnete die Herzogin. „Ich hätte alle Katholiken fern von mir halten sollen! Verzeiht mir, eine solche Absperrung wäre ein Bekenntniß der Schwäche, denn eine Ueber=

zeugung, die sich vor dem Zusammentreffen mit Andersdenkenden fürchtet, muß sehr schwach sein!" Ihre Augen leuchteten bei diesen Worten.

Sie brach aber damit ab und fragte nach seiner Gemahlin. „Ist sie nun beruhigt darüber, daß ihre Rosel bald heirathen wird?"

Er dankte ihr, daß sie für seine Frau gesorgt habe, weil diese in den Familien des Landes noch immer wenig bekannt sei. Darin hatte er Recht, ihr Phlegma war daran Schuld.

„Ich glaube, daß es für die Gräfin angenehmer sein wird, ein Fräulein zu haben, das gar keine Verbindungen im hiesigen Lande hat," erwiederte die Herzogin. „Es ist wie eine Ahnung, was sich ereignen würde, daß ich ein junges Mädchen, welches kürzlich sehr empfohlen zu mir kam, meiner Charlotte bestimmte, von welcher sie nun entlassen ist. Ich finde, daß sie ganz für Eure Gemahlin paßt und will sie ihr abtreten. Sie ist eine Schweizerin, eine arme Waise."

„Fräulein von Ardon?" fragte der Graf überrascht.

„Richtig! Ihr müßt sie ja in Saabor bei meiner Tochter gesehen haben. Gefällt sie Euch nicht? Ich dächte, sie wäre eine ganz angenehme Person?"

Er hatte seiner Schwägerin in dem kurzen Begleitschreiben zu Charlottens Brief nicht gesagt, durch wen er ihn erhalten hatte, das Mädchen überhaupt gar nicht erwähnt. Es mußte ihn überraschen, daß die Herzogin sie in den Dienst seiner Frau bringen wollte, wovon die Ardon wenigstens damals keine Ahnung gehabt haben konnte, sonst würde sie etwas davon erwähnt haben. Oder sollte er ihre letzten Worte, die ihm wieder einfielen, dahin deuten? Hatte sie nur den Muth nicht gehabt, sich klarer auszusprechen, da ihre Anstellung noch ungewiß war? Jedenfalls konnte er gegen ihre Person, so viel er flüchtig von ihr gesehen hatte, nichts einwenden — sie schien auch ganz für seine Frau geeignet, mehr als die junge, stille Schlesierin, welche ihr bis jetzt Gesellschaft geleistet und oft stundenlang mit ihrer Herrin um die Wette geschwiegen hatte. Eins nur, und sie war ja gegen ihn darüber ganz offen gewesen. —

„Wißt Ihr, daß sie katholisch ist?“ fragte er die Herzogin.

„Ja,“ erwiederte diese unbefangen. Solltet Ihr meine Ansicht über diesen Punkt nicht theilen? Wenn Ihr aber Anstoß daran nehmt und Gefahr für das Seelenheil der Gräfin, oder gar für Euer eigenes in der Nähe einer katholischen Dienerin

findet, so steht es ja bei Euch, Einspruch zu thun. Ich behalte dann die arme Isaure."

Das war wieder die Waffe der Ironie, deren sie sich zuweilen nicht ohne Glück bediente.

„Ich habe mir bei der Wahl eines Fräuleins für meine Frau keine Stimme vorbehalten," sagte Augustus. „Wenn sie Fräulein Ardon zu sich nehmen will, so kann ich nichts dawider haben. Eine Gefahr sehe ich darin nicht."

„Aber?" fragte die Herzogin.

„Es ist bei solchem Umgange nicht zu vermeiden," erwiederte er, „daß in einem protestantischen Hause das religiöse Gefühl Andersgläubiger durch Manches verletzt wird. Indessen — meine Frau hat darüber zu entscheiden."

Die Herzogin nickte lächelnd, und fing nun endlich an, von ihrem Sohne zu sprechen, von dessen Heimkehr und seiner guten Aufnahme am Hofe zu Berlin. — „Ich fürchte nur," sagte sie, „daß er sich dort noch sehr ungeschickt benommen hat, und der ehrliche Bohne kann mich darüber nicht beruhigen, wie hoch er auch seine Verdienste bei der Erziehung Wilhelm's anschlägt. Was mag der Kurprinz über ihn denken! Mein Sohn spricht von seinem Vetter mit einer wahrhaft

schwärmerischen Begeisterung. Findet Ihr Wilhelm für sein Alter nicht sehr knabenhaft noch? Ich meine nicht körperlich, da ist er schon sehr entwickelt, aber geistig! Er macht mir Sorgen, Augustus."

Der Graf war verwundert über diese Aeußerung, welche der Wirklichkeit so sehr widersprach. „Darüber seid außer Sorgen!" erwiederte er. „Gerade an Geist und Einsicht ist Wilhelm seinen Jahren weit voraus. Er könnte oft manches ergraute Haupt beschämen."

„Meint Ihr?" entgegnete die Herzogin zweifelnd, aber sie vermied seinen Blick, den sie prüfend auf sich gerichtet fühlte.

„Ganz gewiß, Luise!" versicherte er. „Eher könnte man besorgen, daß diese frühzeitige Entwickelung seinem körperlichen Gedeihen Eintrag thun möchte."

Sie sah ihn rasch an, dieser Gedanke erschreckte sie. Doch senkte sie ihr Auge gleich wieder vor dem seinigen, und sie sagte: „So würden ihm vielleicht, um Beides in richtiges Gleichgewicht zu setzen, ein paar Jahre auf Reisen gut thun."

„Der Ansicht bin ich nicht," erwiederte er bestimmt. „Ich halte dafür, daß der künftige Her=

zog, der letzte Sproß unseres Hauses, nicht den Gefahren weiter Reisen ausgesetzt werde —"

„Augustus von der Liegnitz fürchtet Gefahren?" unterbrach sie ihn.

„Nicht in dem Sinne, wie Ihr oft zu glauben scheint," entgegnete er. „Es giebt Gefahren in vieler Beziehung. Ich bin der Ansicht, daß der Erbprinz, die letzte Hoffnung seines Landes, daheim zum Manne heranreife, dies Land, sein Volk und dessen Bedürfnisse kennen, vor Allem sein Volk lieben lerne. Später, wenn er reif geworden ist, mag er sich die Welt anschauen, um sich zu überzeugen, daß Schlesien in Allem, was wahren Werth verleiht, keinem fremden Lande nachsteht."

„Der Herr Graf haben ihm das wohl aus den schönen Sinngedichten Ihres Logau wider das fremdländische Wesen schon eingeprägt," rief die Herzogin, welche in seinen Worten einen Vorwurf gegen sich selbst fand.

„Eure Durchlaucht haben mich um meine Meinung befragt," erwiederte er ruhig.

„Die auf alle Fälle schon mit Posadowsky, Nostitz, Schweinichen und den anderen Collegen Vormundschaftsräthen auf's Reine gebracht ist!" sagte sie unmuthig. Ihre Lippen zitterten, doch faßte sie sich schnell wieder, blickte mild auf und

reichte ihrem Schwager die Hand. „Bleibt mir treu, Augustus!" bat sie.

„Wie könnt Ihr es anders glauben, Luise?" erwiederte er herzlich. „Wenn wir zuweilen in unseren Ansichten nicht überstimmen, bei Euch das warme Frauenherz, bei mir der kalte Verstand überwiegt, so ist das natürlich. Wir verständigen uns darum doch. Glaubt immer, daß ich Euch aufrichtig treu bin; ich habe keine persönlichen oder gar eigennützigen Interessen, die mich in meinen Ansichten bestimmen könnten!'

Sie dankte ihm und war beruhigt, aber sie kam wieder auf die Idee zurück, daß ihr Sohn, wie alle seine Verwandten und auch Augustus gethan, ein paar Jahre reisen solle, und ließ sich durch seine Gegengründe nicht überzeugen! Als er von ihr schied, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß sie bei diesem Vorhaben wohl von der Befürchtung geleitet werde, ihren Sohn bei seiner Reise früher, als bis jetzt bestimmt war, mündig erklärt und dadurch ihrer Regentschaft ein schnelles Ende gesetzt zu sehen. Selbstsüchtige Beweggründe leiteten sie gewiß nicht, er kannte sie zu gut, um das nicht zu wissen. Es wirkten aber fremde Einflüsse auf sie, und was er sich darüber dachte, kam der Wahrheit ziemlich nahe —

wie es freilich auch mit ihrer Annahme, daß die Vormundschaftsräthe sich bereits über gewisse Möglichkeiten im Allgemeinen verständigt hätten, der Fall war.

5.

Der treue Freund.

Nur kurze Zeit verweilte der Graf Liegnitz zu Hause, dann erklärte er seiner Frau, daß er einen Freund besuchen wolle. — „Schon wieder fort?" sagte sie mit gleichmüthigem Lächeln. „Wenn Thurn und Taxis abträten, möchtet Ihr wohl Reichspostmeister werden?"

„Ich gehe nur zu meinem Freunde Gottwalt, den ich seit Jahren nicht gesehen habe."

„Und die junge Frau noch gar nicht!" erwiederte sie, rüstig spinnend. „Ja, ja, wundert Euch nur. Die Rosel hat mir erzählt, daß Euer Pastor vor ein paar Jahren geheirathet hat, und daß die Frau sehr hübsch und lieb ist. Aber geht nur in Gottes Namen — eifersüchtig bin ich nicht."

„Wirklich?" sagte er in einem Tone, der sei-



ner Schwägerin Luise sympathisch geklungen hätte, denn er war ironisch. Charlotte, deren Herz wie eine richtig gehende Uhr Jahr aus, Jahr ein in gemessenen Schlägen ging, ohne je in irgend einem Affect stärker zu pulsiren, sprach von Eifersucht! — „Also Rosel hat Euch von Gottwalt's Heirath erzählt. Sie heirathet nun auch — kennt Ihr das junge Mädchen, das Euch die Luise überlassen will?"

„Nein," antwortete die Gräfin gelassen.

„Auch ihren Namen, ihre Herkunft nicht?"

„Doch!" entgegnete sie. „Isaura von Ardon, aus dem Lande Wallis, in der Schweiz."

„Sie ist katholisch," bemerkte der Graf.

„Ja," erwiederte sie. Ihr Kopfschütteln dabei galt aber nicht dem Glauben ihres neuen Fräuleins, sondern ihrem Faden am Gespinnst, der eben gerissen war.

Augustus empfahl sich. Seinen Entschluß, im Sommer auf längere Zeit die Heimath zu verlassen und mit dem kaiserlichen Heer in das Feld zu ziehen, wollte er ihr später mittheilen. Sie wurde ja dadurch in keiner Weise beunruhigt.

Der Frühling war nun seit einigen Tagen mit all' seiner Macht eingetreten, und Graf Augustus säumte nicht länger, seinen Vorsatz auszuführen.

Er war so lange nicht bei seinem Freunde gewesen, und wenn er ganz ehrlich sein wollte, so mußte er sich allerdings gestehen, daß die Verheirathung des Pfarrers der Grund gewesen war, der ihn abgehalten hatte. Sollte also die junge Herzogin von Holstein doch einigermaßen Recht gehabt haben, als sie ihn gegen die Schweizerin einen Weiberfeind genannt hatte? „Ihn zu bekehren" — das waren die Worte gewesen, welche sie erschrocken, daß Jemand sie hören könne, nicht weiter ausgeführt hatte, aber sie bezogen sich nicht auf seine Weiberfeindschaft: Charlotte hatte eine ganz andere Bekehrung gemeint. Der erste Schritt dazu, dem erlesenen Werkzeuge eine feste Stellung in seiner Nähe zu verschaffen, war schon geglückt. Wenn Augustus von dem Plane eine Ahnung gehabt hätte, so würde er über den großartigen Gedanken bei allem Unwillen doch gelächelt haben. Er gehörte mit dem ganzen piastischen Fürstenhause dem reformirten Bekenntnisse an, und hatte einen lutherischen Pastor zum besten Freunde, obwohl sich bekanntlich die Mitglieder der beiden protestantischen Confessionen über manchen Glaubensartikel schroff gegenüberstanden und ihre Geistlichen sich erbitterter bekämpften, als sie gegen ihre gemeinschaftlichen Gegner, die Katholiken,

stritten. Und nun träumte seine Nichte davon, daß ihr Onkel Augustus durch ein junges Mädchen zum Proselyten der Kirche, der sie selbst sich zugewandt, zu bekehren sei. Charlotte von Holstein wußte aber nicht, daß der Plan, den ganz andere Personen gefaßt hatten, viel feiner ausgearbeitet und es vor der Hand gar nicht auf eine Bekehrung abgesehen war.

Augustus hatte das Dorf erreicht, in welchem sein Freund wohnte, und fuhr bei dem Pfarrhause vor. In der Thür stand eine junge Frau, die sich mit der Hand die Augen gegen die Sonne schützte, um den ihr völlig fremden Gast zu betrachten. Das war offenbar die Pastorin. Augustus warf einen prüfenden Blick auf sie, als sie über die Schwelle heraustrat, um ihn, den Unbekannten, zu empfangen. Sie war eine sehr hübsche Frau, in deren Zügen der Ausdruck gewinnender Freundlichkeit lag.

„Finde ich hier den Herrn Pastor zu Hause?“ fragte der Graf, sich rasch vom Wagen schwingend.

„Was sehe ich? Mein gnädiger Herr!“ rief in demselben Augenblick die wohlbekannte, männlich feste Stimme des Pfarrers, der vom Dorfe kommend hinter Augustus herzugetreten war.

Der Graf wandte sich rasch um und streckte

ihm die Hand entgegen. „Ich bin es, Julius Gottwalt,“ sagte er — „oder soll ich Euch lieber Eure Ehrwürden nennen, wie Ihr mich gnädiger Herr? Stellt mich Eurer Hausfrau vor.“

Gottwalt nahm seine Frau bei der Hand. „Das ist meine Eveline!“ sagte er. „Sie weiß schon, wen ich heut' die Freude habe, nach langer Zeit wieder zu sehen.“ Die Pastorin hieß den vornehmen Gast ohne alle Verlegenheit willkommen. Ihr Mann hatte oft genug mit ihr von seinem Freunde gesprochen, und war traurig gewesen, daß etwas zwischen den Grafen und ihn getreten sein müsse. Was es sei, davon hatte er keine Ahnung gehabt, und die Behauptung seiner Frau, daß die Freundschaft eines Löwen gegen eine bescheidene Creatur keine Dauer haben könne, stets zurückgewiesen. Nun hatte er Recht, sie war geschlagen, und lächelte, als er ihr zunickte. Der Graf trat mit den Eheleuten in das Haus, wo ihn Alles traut und heimlich ansprach. Mit einer leichten Entschuldigung ließ die Pastorin die beiden Männer allein.

„Nicht wahr, ich soll nun bekennen, warum Ihr so lange nichts von mir gehört?“ sagte der Graf. „Ihr habt ein Recht zu dieser Frage.“

„Wenn Ihr mir das eingeräumt hättet, so würde ich es nicht benutzen,“ erwiederte der

Pfarrer. „Ich weiß, daß Ihr Eure Gesinnung gegen mich nicht ändert, und wir wollen mit einander aufheben. Auch ich hätte mich ja in Kantersdorf melden können. Ihr waret aber selten daheim in letzter Zeit, Eure anderen Besitzungen forderten Eure Aufsicht — und dann hatte ich, wie es in neuer Wirthschaft ist, viel zu thun, Sorgen um die Kinder, größere Sorgen um die Gemeinde."

„Sorgen sind auch mir nicht fern geblieben, Gottwalt," sprach der Graf. „Ich will aber meine Schwäche bekennen — mich hielt es ab, daß ich Euch in Eurem Glücke zu stören fürchtete — und auch wohl Vergleiche hätte anstellen müssen. Ihr versteht mich! Nun aber ist das überwunden, und ich freue mich, Euch glücklich zu sehen."

„Ja, das bin ich auch!" sagte Gottwalt aus vollem Herzen. „Meine Frau ist ein braves, liebes Weib, eine sorgsame, treue Mutter und treffliche Hauswirthin. Seid nachsichtig, daß ich so viel Rühmens von ihr mache."

„Traut mir so viel Menschenkenntniß zu," erwiederte der Graf lächelnd, „daß ich mich bald von der Wahrheit überzeugen werde." Der Pfarrer sah ihn heiter und zufrieden mit seinen schwarzen klugen Augen an. Er hatte sich in den

Jahren, seit Augustus ihn nicht gesehen hatte, fast gar nicht verändert, nur etwas voller war sein ehrliches, ansprechendes Gesicht geworden, dessen kräftige Färbung so wohl zu dem schwarzen Haar und dem kernfesten, durch manche Gebirgswanderung gestählten Körper paßte.

Augustus schüttete nun sein Herz gegen ihn aus, und Gottwalt hörte das Ereigniß in der herzoglichen Familie mit einem Schweigen an, das ausdrucksvoller war als laute Worte des Unwillens.

„Traurig, aber wahr?“ schloß der Graf. „Und noch trauriger, daß man im Lande doch der Mutter ein geheimes Einverständniß Schuld geben, daß man nicht glauben wird, Charlotte habe ohne ihr Vorwissen und ihre Einwilligung gehandelt. Man wird weitergehende Befürchtungen an diesen Glaubenswechsel knüpfen, und ich kann doch versichern, daß solche grundlos sind.“

„Könnt Ihr das?“ fragte der Pfarrer.

„Ich kann es, nachdem ich mit ihr gesprochen habe,“ erwiederte Augustus. — „Wohl besitzt meine Schwägerin, wie andere Frauen, eine gewisse weibliche Verstellungskunst, aber ihr Auge, wenn sie es aufschlägt und von dem Beobachter festhalten läßt, ist der treue Spiegel ihrer Seele — ich kenne sie ja seit zwanzig Jahren! Wenn sie auch Man=

ches vermeiden könnte, was dem Lande unter den jetzigen Verhältnissen in Schlesien Anlaß zu Befürchtungen giebt, so sind diese doch, so weit sie ihre eigene Person und Ueberzeugung betroffen, ganz unbegründet. Ich will das mit meinem Worte verbürgen."

„Gott sei Dank!" sagte der Pfarrer. „Was denkt die Frau Herzogin nun zu thun? Wird sie der Tochter verzeihen? Rückgängig zu machen ist der Schritt nicht — ein schroffes Abweisen der verzeihungsuchenden Tochter wäre auch wohl dem Mutterherzen unmöglich. Was die Religion betrifft, so würde eine öffentliche scharfe Mißbilligung dem Frieden zwischen den Glaubenspartheien im Lande, der nur mühsam erhalten wird, leicht Schaden bringen. Hab' ich Recht?"

„Gewiß," erwiederte der Graf, „doch ist kein solcher Schritt von der Herzogin zu erwarten."

„Ist es denn wahr mit all' den kleinlichen Aergernissen und Verfolgungen, von denen gesprochen wird, daß sie unsere Glaubensgenossen in den Fürstenthümern, die dem Kaiser heimgefallen sind, oder die er an katholische Herren vergeben hat, treffen? Ihr seid im Glogauischen gewesen und werdet darüber urtheilen können."

„Leider habt Ihr im Ganzen wohl die Wahr-

heit gehört," antwortete Augustus, „wenn auch manche Uebertreibung dabei sein mag." Er gab einige Thatsachen an, welche bestätigten, was das Volk erzählte.

Im Frieden war den noch übrigen protestantischen Herzogen, sowie dem gesammten Adel in allen Landestheilen Schlesiens, auch der Stadt Breslau, zugestanden worden, bei ihrer freien Religionsübung, wie vor dem Kriege, zu verbleiben. Selbst den Unterthanen sollte kein Religionszwang angethan werden, und dennoch waren in Schlesien über tausend protestantische Kirchen geschlossen, ihre Pfarrer und Schullehrer entlassen worden! Danach hatte man dem Volke gesagt, daß Niemand der Religion wegen unfreiwillig auszuwandern brauche, und daß Jeder seinen Gottesdienst in den nächsten evangelischen Orten üben könne, ja man hatte zur Erleichterung, damit die armen Leute nicht mehrere Tagereisen bis zu einer protestantischen Kirche zu wandern hätten, in den heimgefallenen Fürstenthümern erlaubt, bei Groß-Glogau, Schweidnitz und Jauer sogenannte Friedenskirchen zu bauen.

„Ja, ja!" rief der Pfarrer Gottwalt, als sein Freund davon sprach, wie den Seelsorgern dort ihr Amt auf alle Weise erschwert werde. „Es

war ein schöner Name, und wollte Gott, der Friede wäre von beiden Seiten ehrlich gehalten worden! Aber ach! Es ist damit gegangen, wie vor hundert Jahren mit der Concordienformel, welche Lutheraner und Calvinisten einigen sollte und nur zu neuen Discordien führte. Schon daß die Friedenskirchen außerhalb der Städte gebaut werden mußten, wie in der Vorzeit die Pesthäuser oder Spitäler für Aussätzige, war ein übles Vorzeichen, und welche elende Plätze sind dazu angewiesen worden! Wie viele Menschen sind schon, um der fortwährenden Bedrängung zu entgehen und ihren Gottesdienst zu haben, zur katholischen Kirche zurückgekehrt!"

„Des Kaisers Wille ist es gewiß nicht, den Frieden wieder in Frage zu stellen," sagte der Graf. „Aber seine Jesuiten denken ein gottgefälliges Werk zu thun, wenn sie unsere armen Seelen, gleichviel durch welche Mittel, retten."

„Ich sollte meinen," äußerte der Pastor, „gerechte Beschwerden müßten gehört werden. Der kaiserliche Statthalter im Fürstenthum Glogau soll doch ein wohlwollender Mann sein."

„Gewiß ist er das, ich kenne Graf Horberstein," bestätigte Augustus. „Aber formulirt erst eine Beschwerde so, daß jesuitische Casuistik sie als ge-

recht anerkennen muß! Es hat auch wieder Religionsgespräche gegeben, diese unnützen Controversen müßte man vermeiden!" Er dachte dabei an die Worte, welche die Herzogin zu ihm gesprochen hatte, auch wohl daran, daß ihm solche Controversen in seinem eigenen Hause drohten, wenn er sich einer bezüglichen Aeußerung des Fräuleins von Ardon erinnerte.

Gottwalt war über diesen Punkt nicht seiner Ansicht. „Ich stehe gewiß fest auf dem Boden meines Bekenntnisses," sagte er. „Ich frage nicht mit dem heidnischen Zweifler Pilatus: was ist Wahrheit? sondern kann wie Luther zu Marburg meinen Glaubenssatz vor mich auf den Tisch schreiben, um mir kein Jota davon nehmen zu lassen. Aber ich kenne viele achtbare Männer von anderer Confession, die eben so fest auf ihrem Glaubensboden stehen, nicht als blinde Zeloten oder Nachbeter, sondern aus Ueberzeugung. Soll ich ein Ringen und Kämpfen mit ihnen scheuen? Man soll es nicht gerade aufsuchen, aber auch nicht vermeiden. Ich halte den guten Kampf nicht für unnütz, denn Gott der Herr bleibt ja der höchste Kampfrichter. Nur nicht Hader um Lappalien, wie um den Chorrock — verzeiht mir, mein edler Freund."

Augustus lächelte. Sein Bruder Christian hatte während einer Vacanz der Superintendentur zu Brieg die lutherischen Geistlichen, welche „Circularpredigten" in der Schloßkirche hielten, nur im schwarzen Kleide, nach reformirtem Brauch, nicht in ihrem weißen Chorrocke zugelassen. Da war denn einmal der Pastor von Mollwitz Albinus, mit seiner Alba angethan, in der Sakristei erschienen, und hatte dem Herzog, der ihn mehrmals abmahnen ließ, die Antwort zurückgeschickt, er werde eher die Kirche, ohne Gottesdienst zu halten, verlassen, als seinen Chorrock ausziehen, und — der Herzog hatte nachgegeben.

Gottwalt fragte nochmals, welcher Ansicht der Graf über das Verhalten der Regentin bei dem Schritt ihrer Tochter sei, und Augustus war der Meinung, daß sie ihr nicht lange zürnen werde. Sie sprachen dann über Personen der Umgebung Luisens, über ihre Vorliebe für Franzosen, und der Graf erzählte, daß sie seiner Frau eine Katholikin zugesellt habe. „Nun, da wird es wohl auch Mißverhältnisse geben," sagte der Pfarrer den Kopf schüttelnd. „Konntet Ihr es nicht verhindern?"

„Man soll den Kampf nicht vermeiden," erwiederte Augustus mit den Worten seines Freun-

des, aber er setzte hinzu: „Ich selbst habe damit nichts zu schaffen.“ Er theilte dem Pfarrer mit, daß er dem Kriege am Rhein beizuwohnen gedenke; Gottwald war davon befremdet, aber er pflichtete ihm bei und fragte nach den Rüstungen des Kaisers, welche ja ganz bedeutend sein sollten.

„Er hätte sie sparen können,“ erwiederte Augustus, „denn der Krieg wäre schon im vorigen Jahre siegreich beendigt worden, wenn der Kaiser seinem Feldherrn nur erlaubt hätte, in freier Action, rein als Kriegsmann zu verfahren.“ Zur Erklärung theilte er dem Freunde mit, daß man die ganze Macht der Franzosen auf den Kurfürsten von Brandenburg hätte fallen lassen, der nun zum Frieden gezwungen sei, so daß der Kaiser im neuen Feldzuge wohl allein stehen werde. Auf eine Kriegserklärung des deutschen Reichs sei, trotz aller erlittenen Unbilden, wohl nicht zu rechnen.

Den Vaterlandsfreund schmerzte diese Nachricht tief, er klagte bitter über die Uneinigkeit Deutschlands, den alten Fluch, welcher durch die ganze Geschichte des deutschen Volkes geht.

„Ihr wollt also mit hinausziehen,“ sagte er dann. „Wenn unser junger Herr die Regierung schon angetreten hätte, so wäre es unrecht von Euch, wenn Ihr ihm Euern guten Rath auch nur

für eine Weile entziehen wolltet. Damit hat es aber noch Zeit. Er wird ja im Herbst erst dreizehn Jahre alt. Vielleicht könnt Ihr draußen beim Kaiser, oder wo sich sonst Gelegenheit bietet, für unser liebes Schlesien Gutes wirken."

Die Hausfrau trat ein, sie hatte die Gaststube zur Aufnahme des Grafen eingerichtet, und bat ihn nun, mit ihrer einfachen Abendkost vorlieb zu nehmen. Augustus fragte nach ihren Kindern und wollte sie sehen.

„Sie schlafen, gnädiger Herr," erwiederte die Pastorin. „Morgen werde ich sie zu Euch bringen."

Er unterdrückte einen Seufzer, der ihm die Brust schwellte. War es der Gedanke an seine verstorbenen Kinder, besonders an seinen blühenden Sohn — oder drängte sich ihm ein anderer Vergleich auf, als er das Walten und Schaffen der jungen Frau sah, die seinen Freund so glücklich machte?

Seine Absicht war gewesen, im Laufe des folgenden Tages wieder abzureisen, als er aber dem Pfarrer, der ihn nach dem Abendessen in seine Stube führte, dies Vorhaben aussprach, wurde er so herzlich um längeres Bleiben gebeten, daß er,

ohne sich lange zu weigern, den ganzen folgenden Tag zugab.

„Gottwalt," sagte die Pfarrerin später zu ihrem Manne, „Dein Augustus hat Augen, deren Blitz einen gewappneten Mann vom Pferde schießen könnte. Dich schaut er freundlich an, und auch mir scheint er nichts Böses zu wünschen. Aber sein Feind möchte ich nicht sein. Ich fürchte mich eigentlich vor ihm."

„Bedaure ihn lieber!" entgegnete der Pfarrer.

„Das thue ich auch!" erwiederte sie. „Ich bedaure ihn von Herzen wegen seiner Gemüthsstimmung, von der Du mir erzählt hast, wegen des ganzen Lebens, das er seit dem Verluste seines Sohnes führt. Wie spricht er sich denn darüber aus?"

„Er hat kein Wort davon gesprochen," antwortete Gottwalt. „Verwundere Dich nicht, das ist so seine Art. Er trägt gern Alles allein, was ihn trifft, und es ist ihm keine Erleichterung, wie doch den meisten Menschen, sich gegen Andere aussprechen — im Gegentheil! Du weißt, ich rühme mich nicht, aber ich kann wohl sagen, daß ich der Einzige bin, gegen den er nicht so verschlossen ist. Er hat mir schon in jüngeren Jahren seine Freundschaft geschenkt, und ich kenne ihn ge-

nau. Darum weiß ich auch, daß er sich nicht gern fragen läßt, und daß man abwarten muß, bis sein Herz sich von selbst erschließt, wie eine Blume ihren Kelch öffnet."

„Ja, ja, das klingt ganz poetisch, und Du bist eine poetische Natur, Julius, bei all' Deinem praktischen Thun und Treiben. Aber mir einfachen Frau will es nicht in den Sinn, daß zwei Freunde zusammenkommen, der eine hat seinen einzigen Sohn verloren und ist mit der Frau nicht glücklich, und der Andere soll gar nicht davon reden, bis er selbst anfängt. Ich nenne das unnatürlich!"

„Augustus ist nicht wie andere Menschen," versetzte Gottwalt. „Er darf also auch nicht behandelt werden wie jeder Andere. Du hast mich eine poetische Natur genannt, und ich danke Dir, daß Du meine poetischen Anwandlungen bei großartigen Eindrücken der Gebirgsnatur oder im sonstigen Leben geduldig erträgst. Augustus hat aber einen viel reicheren Schatz an Poesie in seinem Innern, als mancher unserer jetzt hochgepriesenen Dichter, reiner als Hoffmannswaldau, inniger als Lohenstein — aber er läßt ihn selten hervorschimmern. Er ist eine tiefe, innerliche, ich möchte

sagen, tragische Natur, und Gott verhüte, daß ihm ein tragisches Ende beschieden sei!"

Sie wurde nun auch ernst, und Beide sprachen noch lange über den Gast, von welchem sich die Pastorin, trotz aller Schilderungen ihres Mannes, vorher doch kein rechtes Bild gemacht hatte. Wenn sie aber wirklich Furcht vor ihm fühlte, was bei ihrem herzhaften Charakter wunderbar gewesen wäre, so wurde diese am folgenden Tage zerstreut. Sie brachte ihm ihre Kinder, und als er mit denen so freundlich sprach, und die Kinder — wie solche immer unbewußt sehr bald erkennen, wer es gut mit ihnen meint — zutraulich zu ihm wurden, da ging der Mutter das Herz auf, und sie konnte mit ihm so unbefangen umgehen, wie mit jedem andern Freunde ihres Hauses, ja sie wollte nichts mehr davon wissen, daß Graf Liegnitz ein ganz besonderes Menschenkind sein sollte. Frühmorgens schon hatte er das Schweigen über seinen eigenen Kummer gebrochen und sich auch gegen Frau Gottwalt darüber geäußert, mit wenigen Worten so einfach und tiefgefühlt, daß sie sich der Thränen nicht hatte enthalten können.

Er schied mit dem freiwillig gegebenen Versprechen, nach seiner Rückkehr aus dem Felde oder doch im nächsten Winter einmal wieder zu kommen,

und lud das Ehepaar ein, ihn im Laufe des Mai zu Prieborn zu besuchen, wo er nun bald seinen bleibenden Aufenthalt nehmen werde. Die reiche Herrschaft Prieborn mit sieben Dörfern, früher der Familie von Czirn gehörig, und nach deren Erlöschen heimgefallenes Lehen, war vom Herzoge Georg von Brieg im Testamente seinem Halbbruder Augustus vermacht worden. Dieser hatte aber bis jetzt seinen bisherigen Sitz Kantersdorf nicht verlassen und wollte nun erst nach Prieborn übersiedeln. Er bat halb scherzend die Pastorin, ihm zu einer recht behaglichen Einrichtung des Schlosses mit ihrem Rathe beizustehen, warauf sie ihm ebenso erwiederte, sie dürfe der Frau Gräfin nicht vorgreifen, und für die Einrichtung eines fürstlichen Schlosses sei ihr Geschmack viel zu einfach und bürgerlich.

„Ein Fürstenschloß ist Prieborn noch nicht gewesen und wird es auch nicht,“ erwiederte Augustus unbefangen. „Und was meine Frau betrifft, so ist sie schlicht und eben so einfach — Ihr findet sie am Spinnrade und in der Wirthschaft, wie es einer guten Hausfrau ziemt, und sie nimmt sehr gern Rath an.“ Er sprach das ruhig aus, es war das nicht etwa Ironie, sondern wirkliche

Anerkennung, die er auch schon am vorigen Tage geäußert hatte. In ihm war kein Falsch.

Als er abgereist war, sagte Gottwalt, indem er seiner Frau herzlich zunickte: „Du scheinst Dich vor dem Löwen und seiner Freundschaft nicht mehr zu fürchten."

„Nein," erwiederte sie heiter. „Der Löwe ist großmüthig und schüttelt die Mähne nur grimmig gegen seine Feinde. Mit uns meint er es gut. Seine Frau versteht wohl nicht mit ihm umzugehen. Sie scheint eine ganz andere Natur zu haben, als er; das wäre auch sonst ganz gut, denn allzu poetische oder tragische Naturen müssen durch ihre Umgebung zuweilen ernüchtert werden. Dich meine ich nicht, Julius. Du verlässest doch bei Deinen poetischen Anfällen nie den gesunden Erdboden, auf den wir armen Menschlein doch nun einmal angewiesen sind, da uns der liebe Gott keine Flügel gegeben hat."

Der Graf dachte unterwegs mit wahrer Befriedigung an die Stunden zurück, die er unter dem bescheidenen Dache seines Freundes verlebt hatte, und wenn er mit vielen stolzen Schlössern, in welche ihn seine Geburt und seine Verbindungen geführt, Vergleichungen angestellt hätte, so würden sie nicht zum Nachtheile des Pfarrhofes ausge-

fallen sein. Sein Blick richtete sich aber nun in die Zukunft. Die Zeit rückte heran, in welcher doch wohl der Feldzug eröffnet werden mußte. Oberst Dünnwald hatte ihm zwar gesagt, daß er sein Regiment, das in Böhmen zusammengezogen war, erst in drei Wochen mustern werde, aber die Nachricht von dem Friedensabschluß des Kurfürsten von Brandenburg konnte zu früherem Losschlagen drängen. Mit bitterem Humor rief sich der Graf von der Liegnitz zurück, daß diese Kunde, wie der alte Maltzan erzählt hatte, bei jenem Gelage fähig gewesen war, einige schwer berauschte Edelleute wie durch ein eisiges Sturzbad plötzlich nüchtern zu machen, sollte sie denn gar nicht auf die deutschen Fürsten wirken? Und wenn die Gewaltthaten am Rhein den deutschen Reichstag doch nicht zu rascher, kräftiger Entschließung aufzurütteln vermochten, so mußten doch auf jeden Fall die Kaiserlichen ihre Rüstungen beschleunigen, damit der Feind nicht den Main herauf, durch die wehrlosen geistlichen Stifter, bis in das Herz von Deutschland dringe.

Mit diesem Gedanken kehrte Graf Liegnitz heim. Er hatte nicht gegen seine Ueberzeugung gesprochen, als er gegen Frau Gottwalt seine Gemahlin gerühmt hatte. Ein anderer Mann, der

ihr an Geist und Lebensanschauung näher gestanden hätte, wäre vielleicht mit ihr ganz glücklich gewesen, und er machte sich zuweilen Vorwürfe, daß er sich nicht zu bescheiden wisse. Aber das vermochte er nun einmal nicht in jeder Hinsicht. Seine äußere Ruhe war auch nur die Frucht langer innerer Kämpfe, die Steinkruste über fortglühendem vulkanischen Feuer. Er verspottete sich zuweilen, daß er die „Porphyrogenesis," die man ihm versagt, gar nicht vergessen könne, da er ja doch nicht „im Purpur geboren," sondern bei der Geburt gleich in unfürstliche Windeln gelegt worden war. Aber nicht aus Ehrsucht und Eitelkeit bedauerte er das.

In seinem Hause war das erste Gesicht, das ihm entgegen schaute, ein fremdes, das aber beim ersten Blick ihm wieder hell erinnerlich wurde. Diese schwarzen Augen mit dem wunderbar schönen Aufschlag, dies feine Gesicht, dessen südlich warme Färbung in diesem Moment etwas tiefer anglühte, die zierlich schlanke Gestalt und ihre anmuthige Verneigung: alles das sah er ja nicht zum ersten Male. Das war das junge Mädchen, das ihm so ruhig in's Gesicht gesagt hatte, daß sie den Schritt seiner Nichte, welcher ihn außer Fassung gebracht, segne. Es war Isaura von

Ardon. Er wußte, daß sie in den Dienst seiner Frau treten sollte, und doch überraschte es ihn, sie schon hier zu sehen.

Sie mochte das ahnen und eine Erklärung für nöthig halten, denn sie sagte mit einem Ton, der unsicher klang, daß die Frau Gräfin gewünscht habe, sie früher bei sich zu sehen, um noch von Fräulein von Waldau in ihre Obliegenheiten eingeführt zu werden. Der Graf hieß sie willkommen in seinem Hause, und sie eilte, ihre Herrin von seiner Ankunft in Kenntniß zu setzen. Augustus zweifelte an ihren Worten. Seine Frau hatte sehr wenige und sehr ruhige Wünsche, und fiel ihrer Umgebung nie durch Ungeduld schwer, war vielmehr mit Allem zufrieden, und einer besondern Anlernung des neuen Fräuleins bedurfte es daher nicht. Gewiß hatte die Herzogin ihr die Ardon früher gesendet; ob aus eigenem Entschluß oder wiederum durch Andere beeinflußt, wer konnte das wissen!

Die Gräfin empfing ihren Gemahl im gewohnten freundlichen Gleichmuthe, mit welchem sie ihn stets auch scheiden sah, und wenn es noch so langer Trennung galt. Er erzählte ihr heut' mittheilender, als sonst seine Art war, von dem Besuch bei dem Freunde und wie wohl er sich dort befunden habe. Charlotte von Nassau spann dies-

mal nicht, sie hatte eine andere Arbeit vor, welche heutzutage für eine Dame ihres Ranges unmöglich wäre: sie nähte Leibwäsche. Ihre beiden Fräulein, wie der Graf auf dem kleinen Tische vor ihr bemerkte, hatten ihr geholfen — er konnte sich die Schweizerin nicht recht bei dieser Beschäftigung denken. Wenn es noch Netze gewesen wären! Netze zu schlingen, wenn auch nicht mit sichtbaren Maschen, war gewiß ihre Sache, feine Netze, um abtrünnige Seelen zu fangen. Es mußten aber starke Netze sein, wenn sie nach der Gräfin Charlotte von der Liegnitz ausgeworfen werden sollten, sonst zerriß sie dieselben, schwer, wie sie war, leiblich und geistig. Augustus hatte Ursache, abermals über sich zu erstaunen, daß ein solcher Humor in ihm aufsteigen konnte — war es ein Nachklang der Stimmung, welche die harmlos heitere Unterhaltung der Gattin seines Freundes für ein paar flüchtige Stunden in ihm geweckt hatte?

Bei Tafel erschienen auch die beiden jungen Mädchen, welche bereits eine innige Freundschaft geschlossen zu haben schienen. Ob diese von Seiten der Fremden aufrichtig war? Augustus beobachtete sie, aber er konnte keinen Zug von schlauer Berechnung, deren er sie beargwohnte, darin fin-

den, auch keine Schalkheit, die er eigentlich nach ihrem Wesen gegen seine Nichte, wenn diese in Saabor mit ihr gesprochen, in der Schweizerin gesucht hätte. Ihr Auge hatte eher etwas Schwärmerisches, und wenn er sich ihres überzeugungstreuen Bekenntnisses, daß sie eine Katholikin sei, erinnerte, so konnte er sich wohl denken, daß der Strahl dieser dunkeln Sterne gelegentlich in fanatischer Glut für ihren Glauben aufleuchten könne.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, hatte sein Blick vielleicht länger auf Isaura geruht, als er selbst wissen mochte, denn er bemerkte, daß sie plötzlich schnell, gleichsam fragend, zu ihm hinübersah und erröthete, während sie sich dann ganz zu der Waldau, ihrer Nachbarin, wandte, als wolle sie ihr Gesicht nicht weiter prüfen lassen. Wenn er sie beunruhigt hatte, that es ihm leid, es war seine Absicht nicht gewesen. Auch er wandte sich nun seiner Nachbarin zu. Das Gespräch mit ihr war eine Zeit lang ganz unterbrochen geblieben, da die Gräfin vollauf beschäftigt war, ihren außerordentlich guten Appetit zu befriedigen. Der Graf sprach jetzt vom Kriege, er hatte ihr vor seiner Abfahrt nach Ohlau zum Besuche des Pfarrhofes in der Nähe dieser Stadt seine Absicht mitgetheilt, ohne wesentlichen Ein-

druck auf sie zu machen. Nun deutete er ihr seinen baldigen Aufbruch an.

„Also wirklich? Ihr wollt in den Krieg!“ sagte die Gräfin.

Fräulein Ardon blickte so überrascht zu ihm auf, daß er es bemerken mußte. Sie hatte doch schon in Saabor von seinem Entschlusse gehört, den ihre damalige Herrin, seine Nichte, in einer seltsam gereizten Stimmung gewagt hatte, zu verspotten. Hatte es die Schweizerin denn für einen bloßen Scherz gehalten, daß er in den Krieg ziehen wollte? Er mußte es glauben, sonst würde sie jetzt nicht so überrascht, man konnte sagen, betroffen gewesen sein — warum aber betroffen? Seine Anwesenheit mußte ihr doch eher einen gewissen Zwang auflegen, dem sie sich, wenn er fort war, gegen ihre gutmüthige Herrin durchaus nicht zu fügen brauchte. Daß sie aber so befremdet war, hatte für ihn etwas Verletzendes. — Hielt ihn die Fremde, die Tochter der freien Berge, eines so männlichen Entschlusses nicht für fähig? Er fühlte indessen keine Veranlassung, eine weitere Erklärung zu geben, und sagte nur seiner Gemahlin, daß er auf die Benachrichtigung des Obersten Dünnwald warte, um sich mit ihm ent-

weder noch in Landeshut, wo der Paß über das Gebirge geht, oder in Böhmen zu treffen.

„Du bist drei Wochen in Saabor gewesen?" fragte die Gräfin, bei der Erwähnung Dünnwald's, ihr neues Fräulein.

„Ich hatte dort die weiteren Befehle Ihrer Durchlaucht abzuwarten," erwiederte die Ardon.

Der Graf erfuhr dadurch, daß wohl schon ein länger vorbereiteter Plan für den Schritt seiner Nichte gewaltet hatte, und daß Frau von Dünnwald, was er ihr gar nicht zugetraut hätte, dabei im Einverständniß gewesen war, nicht blos, wie sie gegen ihn geäußert, im Vertrauen. Offenbar war in Saabor Alles vermittelt worden, Dünnwalds waren katholisch, der Herzog von Holstein, General-Wachtmeister in kaiserlichen Diensten, wenn er auch noch nicht, wie der alte Kriegsmann im Rausche behauptet, „vom Leder gezogen" hatte, war doch sein Kamerad und hatte sich bei seinem Reiterstücklein, die Herzogstochter von Brieg als seine Frau und zugleich als Neubekehrte zu entführen, der lebhaftesten Unterstützung der Dünnwalds zu erfreuen gehabt. Daß nach der Enthüllung das Fräulein von Ardon in Saabor erst die weiteren Befehle von zwei Seiten, von beiden Herzoginnen, denen sie gedient, hatte abwarten

müssen, war erklärlich: sie konnte dabei ganz ruhig sein, denn sie war ja durchaus nicht betheiligt gewesen.

Die Gräfin sprach mit ihrem Fräulein noch über einige Familien, welche diese vielleicht in Saabor gesehen hatte, Namen, welche Augustus nicht weiter interessirten. Nur als die alte Frau von Kanitz auf Gabern erwähnt wurde, hörte er etwas mehr zu; er war mit dem Hofmarschall seines Bruders Georg, Melchior Kanitz, befreundet gewesen, hatte mit ihm die fürstliche Braut von Crossen eingeholt — alte Erinnerungen wurden in ihm wach, und es fiel ihm auch ein, daß sein Neffe Wilhelm ihm von einer Begegnung mit einem Kanitz erzählt, der ihm ein Nachtlager auf seinem Gute Blumberg angeboten hatte. Das war der Enkel der alten Dame auf Gabern bei Glogau gewesen: Augustus war ein zu guter Schlesier, um nicht mit den Verhältnissen der meisten größeren Adelsfamilien bekannt zu sein. Diese halten noch jetzt in Schlesien mehr zusammen, als anderswo. Den Enkel der alten Frau von Kanitz, nach welcher die Gräfin ihr Fräulein fragte, kannte Augustus aber nicht, der war in der Mark ansässig und, wie es hieß, ein echter Märker geworden. Wenn Brandenburg nicht

Frieden gemacht hätte, würde er ihn vielleicht am Rhein kennen gelernt haben, denn was man dem märkischen Adel auch sonst Uebles nachreden mochte, kriegslustig und streitbar war er geblieben, obgleich seit Albrecht Achilles' Zeiten, also seit zweihundert Jahren, Friede in der Mark geherrscht hatte, und sie nur in die Mitleidenschaft des dreißigjährigen Krieges gezogen worden war, ohne kräftig mit zu handeln. Der märkische Adel hatte aber unter allen Fahnen gedient: Arnheim — oder wie sie sich jetzt nannten, Arnim — von Boitzenburg zumeist den Sachsen, Ihlow, den die Kaiserlichen Illo hießen, unter dem Friedländer, und so viele Andere.

Als die Tafel aufgehoben wurde, fragte die Gräfin ihren Gemahl mit großer Seelenruhe, ob sie ihm auch gezupfte Leinwand mit in den Krieg geben solle, im Fall er verwundet werde, und als er ihr das lächelnd anheimstellte, kündigte sie ihren beiden Fräulein auf morgen eine tüchtige Arbeit an.

6.

Im Kriege.

Die Nachrichten vom Rhein, welche sich bald drängten, lauteten allerdings so schlimm, daß eine Beschleunigung der Rüstungen für die Kaiserlichen zur gebieterischen Nothwendigkeit wurde. Trier war von den Franzosen mit Gewalt genommen worden, Turenne in die Wetterau eingerückt; er lagerte jetzt um Frankfurt und hatte durch seine Vortruppen bereits Aschaffenburg und Seligenstadt besetzen lassen. Am Oberhein geschahen noch ganz andere Gewaltthaten gegen deutsche Gebiete. Im westfälischen Frieden hatte Frankreich den Elsaß bekommen, aber nur, so weit er dem Hause Habsburg gehört hatte. Im Elsaß lagen noch zehn freie Reichsstädte; mehrere deutsche Fürsten und Grafen, auch von der Reichsritterschaft Meh-

rere hatten dort Besitzungen. Diesen und auch den Städten war im Frieden die Verbindung mit dem deutschen Reiche wie ihre bisherige unmittelbare Reichsfreiheit ausdrücklich vorbehalten und im Friedensvertrage feierlich bestätigt worden. Jetzt — unter dem Vorwande, den Rücken frei zu haben! — ließ König Ludwig den Herzog de la Feuillade mit zehntausend Mann vor die freie Reichsstadt Colmar rücken und Durchzug verlangen; als aber die Thore geöffnet wurden, besetzten die Franzosen die Stadt, schleiften deren Wälle und führten das städtische Geschütz nach dem französischen Breisach ab. Ebenso wurden die übrigen neun deutschen Reichsstädte im Elsaß eingenommen, keine Vorstellung, kein Nothschrei half; vom Reiche verlassen, mußten sie sich der französischen Botmäßigkeit unterwerfen und dem Könige von Frankreich den Huldigungseid leisten. Der Allerchristlichste achtete kein Recht, keine Grenze mehr!

Unter diesen Umständen ergingen vom Hofkriegsrathe zu Wien an alle Behörden und Truppencommandanten wiederholte Befehle, die Regimenter so schnell als möglich auf den Kriegsfuß zu bringen und marschfertig zu halten. Aber die Schwerfälligkeit aller Heereseinrichtungen ließ sich

nicht, mit einem Zauberschlage besiegen, obgleich der Präsident des Hofkriegsraths, Graf Montecuccoli, wieder selbst zum Feldherrn ernannt worden war und Alles that, was in seinen Kräften stand. Der Hochsommer kam heran, ehe die Armee in Böhmen zusammengezogen werden konnte.

Auch Oberst Dünnwald hatte Befehl erhalten, sein Regiment früher zu mustern, als bestimmt gewesen war. Eigenthümliche Verhältnisse, welche damals noch in den Heeren walteten! Die meisten Officiere waren, selbst im Kriege zur Winterszeit, im Frieden ganz beurlaubt und hielten sich auf ihren Gütern oder sonst auf, wo es ihnen beliebte. Die Regimenter wurden „reducirt," manche auch „reformirt," das heißt entlassen. — Die ganze Administration mit Ausrüstung, Sold und Verpflegung lag in den Händen der Hauptleute. Welcher Zeit bedurfte es also, ehe ein Heer kriegsbereit war!

So viele Wochen brauchte Dünnwald nicht, um seine Feldequipage in Stand zu setzen. Wie er versprochen hatte, benachrichtigte er gleich den Grafen von der Liegnitz, zu welcher Zeit ungefähr der Kaiser in Person zum Heere kommen werde, damit Augustus sich dort einfinde, im Fall

er sich nicht in Landshut mit ihm, Dünnwald, zur gemeinschaftlichen Reise nach Böhmen treffen wolle.

„Das thut er nicht!“ sagte Dünnwald zu seiner Frau. „Er steht gern auf seinen eigenen Füßen, was ich ihm auch gar nicht verdenken kann. Es ist schon viel, daß er sich entschlossen hat, mit uns eine Campagne zu machen, denn gut kaiserlich ist er im Grunde seines Herzens nicht. Er sieht die Dinge mit Mißtrauen an. Der Kaiser hat das schöne Ländchen, das allein in Schlesien noch seinen altangestammten Herzog hat, schon so gut wie in der Tasche. Mit dem jungen Herrchen, wie keck es auch d'reinschaut, werden wir nicht viele Umstände machen. Etwas Anderes wäre es, wenn Augustus auch seine Portion bekommen hätte und etwa Herzog von Liegnitz wäre, also einmal das Ganze erben könnte, der würde kein Dorf nehmen lassen. Aber so — den Kleinen findet man mit Gelde ab, läßt Dragoner einrücken und zur Huldigung umschlagen, abgemacht!“

„Ihr springt ja mit Land und Leuten um, als ob Ihr sie zu vergeben hättet!“ versetzte Frau von Dünnwald gähnend, denn es war schon spät am Abend.

Der Oberst wechselte das Thema, um sie noch eine Weile munter zu erhalten. Er fragte sie,

was ihr die alte Kanitz mit dem Boten geschrieben habe. „Gewiß wegen der Liebesgeschichte, Adelheid!" sagte er.

Sie wurde wieder lebhaft und erwiederte: „Freilich! Ich soll Ihr Auskunft geben über das Mädel, über ihre Familie und dergleichen. Denn ihr Rudolf, schreibt sie, ihr Lieblingsenkel, habe eine so heftige Leidenschaft zu ihr gefaßt, daß bei seinem Temperament Alles zu befürchten sei, wenn er auf Hindernisse stoße."

„Die alte Frau läßt sich, wie Großmütter sind, von dem Jungen in's Bockshorn jagen! Ich hab's einmal gesehen, daß Einer bei der Flasche jetzt ganz nüchtern und zwei Minuten darauf wie toll betrunken war, weil er gewettet hatte, wer weiß wie viel hinter einander in die Kehle laufen zu lassen —"

„Pfui!" unterbrach ihn Adelheid. „Was gehen mich Eure Trinkgelage an! Ich rede von Kanitz."

„Nun ich auch!" sagte er. „Gerade so war's mit dem. Er kam ganz vernünftig hier an und hatte kaum zwei Minuten bei dem Schwarzauge gesessen, so war er in Brand geschossen. Der feurigste Tokaier hätte ihn nicht so umgeworfen!"

„Dummes Zeug!" versetzte die Frau. „Hat

sie Dir nicht auch vom ersten Tage an gefallen? Einen Liebestrank wird sie nicht brauen können. Vielleicht ist es eine Fügung, daß er sie noch hier traf. Ehen werden im Himmel geschlossen. Die gute Rothbuch, mit der ich neulich in Wartenberg darüber sprach, meinte zwar, eine solche Verbindung, sei ganz unmöglich, Fräulein von Ardon habe eine ganz andere, eine höhere Bestimmung, und sei eher entrüstet und beleidigt über das Betragen des märkischen Junkers, als daß sie seine Neigung erwiedere. Aber was will die gestrenge Frau wissen? Werden sie alle jungen Mädchen, die sie als Hofmeisterin unter ihrem Commando gehabt, zur Vertrauten ihrer Herzensgeheimnisse gemacht haben?"

„Aber wie sollte denn das ablaufen?" fragte Dünnwald. „Glaubst Du, daß er so verliebt ist, ihretwegen katholisch zu werden?

„Sprecht nicht so leichtfertig von heiligen Dingen!" schalt Adelheid. „Er soll nicht aus irdischer Liebe, sondern aus Ueberzeugung zum wahren Glauben zurückkehren. Er muß nur unsere Lehren erst anhören. Sogleich braucht es ja nicht zu sein, wenn man seiner Sache nur gewiß ist. Heirathen könnte sie ihn, auch ohne daß er sich schon bekehrt hätte. Und nun denkt

Euch die Ardon am Hofe zu Berlin — denkt Euch das, und läugnet es noch, daß es eine Fügung gewesen ist, als der junge Kanitz an dem letzten Nachmittage vor ihrer Abreise noch von Gabern herkam!"

Dünnwald lachte, daß die Fensterscheiben in ihren morschen Rahmen klirrten. „Dein Vater sitzt im Hofkriegsrathe, das hört man Dir an!" rief er. „Du weißt Feldzugspläne zu entwerfen über viele Jahre hinaus, wie der beste General. Solltest mich noch in's Feld begleiten, Adelheid, könntest mir manchmal rathen. Thu's doch, Adelheid. Wie viele Officierfrauen gehen mit ihren Männern in den Krieg." Er rückte ihr zärtlich näher, sie wies ihn aber mit ihrer kleinen Hand energisch zurück.

„Ihr wißt, wie ich darüber denke. Wäret Ihr Präsident des Hofkriegsraths, und hätte ich nur ein klein bissel Einfluß bei Euch, so müßtet Ihr einen Armeebefehl beim Kaiser auswirken, daß kein Soldat vom Feldmarschall bis zum Querpfeifer ein Weib mitnähme! Denn die vielen Weiber mit Zubehör, das Dienstvolk, das sie mitschleppen, die Carrossen und Packwagen — damit kommt die Armada halt nit von der Stelle, sagt Papa."

„Hat Recht! Wenn wir das los werden könnten!" rief Dünnwald. „Dann wär' die Armada ein Federball, und es müßt' eine Lust sein, damit zu spielen!"

„Wo schafft's aber den Spieler her? Raimund Montecuccoli ist zu alt zum Ballschlagen!"

„Du bist ein scharfes Weib, oder hat das auch Dein Papa gesagt? Ich glaub's! Laß mir aber meinen Alten in Ruh'. Ein Johann von Werth, der mit seinen Reitern wie der Blitz umherzückt, bis vor Paris beinahe, der wird nicht alle hundert Jahre geboren. Den Turenne drüben nennen sie den Feldherrn aller Feldherren — wir werden den Herren Franzosen schon einmal mit einem besseren aufwarten!"

Er war schon geboren, der größte Feldherr, den das Haus Oesterreich jemals besessen hat, und dessen Gleichen es in unseren Tagen — wiederum gegen die Franzosen! — schmerzlich vermißt hat: Prinz Eugen von Savoyen. Zur Zeit war er aber noch ein Knabe von zehn Jahren, und Niemand konnte dem „kleinen Abbé" wohl prophezeien, daß er dereinst Deutschlands Krieger zu glorreichen Siegen führen und seinen Namen unsterblich machen werde.

Frau von Dünnwald ließ sich nun keine Mi-

nute länger wach halten, und der Oberst träumte in dieser Nacht von der fliegenden Armada ohne allen Troß, welche sich zuletzt sehr grotesk in einen Hund ohne Schwanz verwandelte. Wenige Tage vergingen nur, bis die Antwort des Grafen Liegnitz auf die Benachrichtung Dünnwald's eintraf. Sie lautete ganz so, wie dieser es erwartet hatte. Liegnitz dankte für das Anerbieten der gemeinschaftlichen Reise, fand aber, da der Oberst doch zeitig zu seinem Regiment aufbrechen müsse, um dasselbe zu ordnen, daß es für Einen, welche gar nichts mit den Truppen zu thun habe, noch zu früh sei, sich bei ihnen einzufinden; er werde später auf nächstem Wege von Brieg nach Prag gehen und dort die Ankunft des Feldmarschalls oder die des Kaisers abwarten. Dünnwald wußte, daß Graf Augustus schon zu Wien die nöthigen Schritte gethan hatte, um die Erlaubniß, sich dem Hauptquartier anzuschließen, im Voraus zu erhalten. Adelheid's Vater hatte geschrieben, daß der Entschluß des Grafen am kaiserlichen Hofe sehr wohlgefällig aufgenommen worden sei. Ein herzlicher Gruß in der Hoffnung baldigen Wiedersehens bei der Armee und eines glücklichen Krieges, nebst einer freundlichen Empfehlung an Frau Dünnwald, schloß Augustus'

Brief, dessen feste schöne Handschrift Adelheid's Bewunderung erregte.

„Ja, Adelheid, wer so schreiben könnte!" sagte der Oberst. „Ich beneide ihn überhaupt um die allgemeine Bewunderung, die er findet, absonderlich bei dem schönen Geschlecht. Er weiß sein Glück gar nicht zu schätzen."

„Ein Mann in seinem Alter, Heinrich! Schämt Euch!"

„Oho!" fuhr er auf. „Ich bin sieben Jahre älter, und denke doch — das heißt, ich meine," setzte er hinzu, als er den keineswegs beifälligen Blick seiner Frau bemerkte, „schätzen, sagt' ich, das ist ein Unterschied, sein Glück schätzen, nicht etwa benutzen. Er hat seiner Frau gewiß noch keine Ursach' zum Mißtrauen gegeben, auch ich Dir nicht!"

„Laßt nur gut sein!" erwiederte sie heiter. „Wenn ich Euch nicht traute, ging ich mit. Ihr müßt es gerade hoch aufnehmen, daß ich zu Hause bleibe und Euch ein Schloß baue, während Ihr umherschwärmt und ich nimmer erfahre, was Ihr Alles angebt. Die Frau Gräfin Liegnitz wird sich auch keinen Kummer über den Ihrigen machen."

„Die möcht' ich im Felde sehen!" rief der

Oberst. „Wirst Du ihr nicht einen Besuch machen, während wir mit den Franzosen raufen?"

„Es wird wohl mit dem Raufen nicht so arg werden!" entgegnete sie. „Papa meint, blutige Köpfe würde es nicht viel geben, das wäre gegen die Kriegskunst, und eine alte brutale Manier, wie sie etwa der Brandenburger noch hätte. Darum könnte man mit dem auch nicht durch Dick und Dünn gehen."

„Wenn das Draufgehen eine Ketzerei im neuen Militärkatechismus ist, so wird Niemand den Brandenburger bekehren. Ich zweifle, auch in anderen Ketzereien."

„Ja, Heinrich," sagte die Frau, dadurch wieder auf ihren vorigen Gedanken gebracht, „was soll ich nun der alten Kanitz schreiben? Ich weiß im Grunde nicht viel mehr als Du von der kleinen reizenden Ardon. Von wem soll ich Auskunft erhalten? Von der Rothbuch etwa, die zwar Alles wissen will, aber im Grunde nichts weiß? Ich könnte an unsere liebe junge Herzogin von Holstein-nach Wien schreiben, aber die hat ja die Kleine kaum kennen gelernt und weiß gewiß von ihrer Herkunft und sonstigen Dingen kein Wort."

„Die hat jetzt in ihren Flitterwochen mehr zu

thun, als Dir zu antworten!" erwiederte Dünnwald. „Vielleicht rückt sie gar mit aus, wenn der General-Wachtmeister marschiren muß. Sie wird ihren Mann gewiß nicht verlassen, wie Du und die Nassauerin. Caracolire doch nicht so viel um die rechte Schmiede herum, sondern gehe drauf los, wenn Dein Papa es auch für brutale brandenburgische Kriegsmanier hält. Die Kleine ist in Kantersdorf bei der Gräfin — ich gebe Dir Urlaub; der Augustus ist zwar noch zu Hause, und ich könnte wohl eifersüchtig sein. Ich kenne aber seine festen Grundsätze —"

„Seine? Das verbitte ich mir, Herr Oberst!" sagte sie.

„Verzeih'! Du läßt mich nicht aussprechen — seine Grundsätze und Deine Tugend, wollte ich sagen. Laß Dich aber nicht als Spion betreffen. Spione hängt man nach Kriegsgebrauch, und es macht keinen Unterschied, ob es ein weiblicher Spion ist, trotz des Skandals!"

Sie verwies ihm den schlechten Spaß, der wirklich sehr schlecht sei, und wollte die Reise noch in Ueberlegung ziehen. Sie fand keinen rechten Grund, durch welchen sie sich dort einführen sollte. Die meisten katholischen Familien, welche in Schlesien nach der „Pacificirung" oder besser Bestra-

fung des Landes für seinen Anschluß an die böhmischen Rebellen vom Kaiser mit Lehen ausgestattet worden oder sich angekauft hatten, pflogen wenigen Umgang in den protestantischen, der kaiserlichen Herrschaft noch nicht unmittelbar unterworfenen Landestheilen. In Schlesien sollte der wahre Friede und die Eintracht erst noch kommen. Wenn Dünnwald vielleicht dem Grafen Liegnitz einen Gegenbesuch gemacht hätte, so würde Adelheid ihn begleitet haben. Allein wußte sie sich dort nicht einzuführen. Es blieb ihr also nichts übrig, als an die Herzogin von Holstein nach Wien zu schreiben, der sie auch aus dem Anlaß gar kein Geheimniß zu machen brauchte. Vielleicht war doch die Herzogin besser über die Familienverhältnisse und die Persönlichkeit Isaura's, der sie ihre besondere Zuneigung geschenkt, unterrichtet, als die Rothbuch, welche zwar jede Herzens- wie Kleiderfalte ihrer kleinen Prinzeß zu kennen gewähnt hatte, doch aber vor Schreck und Ueberraschung fast in die Erde gesunken war, als man ihr auf dem Schlosse zu Liegnitz das hinter ihrem Rücken gesponnene Geheimniß als vollendete Thatsache entdeckt und zum Schlußact eine Rolle dabei aufgedrängt hatte. Vielleicht wurde die Herzogin durch die Mittheilung beunruhigt, daß Isaura,

wenn sie der feurigen Liebe ihres Anbeters Gehör schenkte, ihrer jetzigen Bestimmung entzogen würde; ein sehr hoch gestecktes Ziel ging dadurch verloren, aber möglicherweise war eben durch diese Wendüng ein noch höheres zu erreichen, das Adelheid wenigstens andeuten konnte. Sie wußte, daß Charlottens Flug der Phantasie kühn genug war, dem ihrigen zu folgen. Es war ein sehr geschickt abgefaßter Brief, den Frau von Dünnwald nach Wien abgehen ließ.

Der Oberst konnte die Antwort darauf nicht abwarten. Ihn rief die Pflicht zu seinem Regimente, bei welchem noch viel zu thun war, ehe dasselbe in das Feld rücken konnte. Die damalige Organisation war noch überall schwankend und durch bloße Mandate nicht gleich in festgefügte Ordnung zu bringen. Stehende Heere gab es überhaupt erst seit zwanzig Jahren. Früher wurden nach jedem Kriege die Armeen aufgelöst, im Frieden blieben nur die Leibwachen der Fürsten und die in den wenigen festen Plätzen nöthigen Besatzungen unter den Waffen. Seit dem dreißigjährigen Kriege war das Alles anders geworden. Nach dem Frieden waren zwar auch die Heere, welche Deutschland bis auf das Mark ausgesogen hatten, reducirt worden, aber die erobe-

rungssüchtige Politik Ludwig's des Vierzehnten hatte sich ein neues, bleibend organisirtes Heer geschaffen und die anderen Mächte dadurch zu gleichen Maßregeln gezwungen. Seitdem sind die stehenden Heere in Europa nicht wieder abgeschafft worden. Es fehlte ihnen aber noch der feste Unterbau einer wohlgeordneten Organisation. Selbst die taktischen Formen, welche aus den Erfahrungen des langen Krieges hervorgegangen waren, hatten sich noch so wenig entwickelt, daß ein Truppencorps, wenn es sich in Schlachtordnung aufstellen wollte, dazu immer ein paar Stunden Zeit brauchte; überdem kamen Streitigkeiten über die Reihenfolge des Aufmarsches hinzu, ob nach dem Errichtungsalter der Regimenter oder nach dem Range ihrer Befehlshaber! Echt deutsche Kleinigkeitskrämerei, nicht wahr? Aber nicht bei deutschen Heeren ist das vorgefallen, sondern bei den Franzosen.

In der Mitte des August war denn endlich die kaiserliche Armee bei Eger in Böhmen versammelt, fünfzehn Regimenter zu Roß, elf zu Fuß, ohne die leichten Völker vierzigtausend Mann stark. Graf Montecuccoli, Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsident, der berühmte Türkensieger von Sanct Gotthard, hatte erst nach längerem Bedenken

den ihm angetragenen Oberbefehl übernommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er in der Heeresleitung völlig unabhängig sei. Er hatte noch unter dem Friedländer gedient und dessen Vorbehalt'e zum Muster genommen, jedoch mit kluger Vermeidung jener allzu hochgespannten Forderungen, welche die Stellung Wallenstein's im Voraus schon unmöglich gemacht hatten. Kaiser Leopold durfte die Bedingungen seines Feldmarschalls wohl eingehen: Raimund Montecuccoli konnte für ihn niemals ein Albrecht Wallenstein werden.

Die Heerschau bei Eger war prachtvoll. Der Kaiser erschien mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge, und die Truppen jauchzten ihm begeistert zu. Nach Beendigung der kriegerischen Musterung stellte der Feldmarschall seinem Monarchen mehrere vornehme Edelleute vor, denen die Erlaubniß zu Theil geworden war, als Freiwillige mit dem Heere zu ziehen. Graf Augustus von der Liegnitz war der Erste. Er war dem Kaiser schon bekannt, der Graf hatte seinen Bruder, den Herzog Georg zu Brieg, begleitet, als dieser mit stattlichem Gefolge nach Wien gereist war, um als Oberlandeshauptmann von Schlesien nach der Thronbesteigung Leopold's für Schle-

sien die Huldigung zu leisten. Der Kaiser wußte auch, daß der Graf von der Liegnitz kriegerische Neigungen hegte, wenn er sie auch bis jetzt nicht hatte befriedigen können.

Als die Türken, denen damals noch Ungarn zum größten Theile gehörte, vor zehn Jahren vorgedrungen waren und ihre „Renner" schon bis Olmütz streiften, hatte Georg von Brieg eine ständische Macht von siebentausend Mann geworben und zum Schutze Schlesiens an der Grenze aufgestellt. Die Seele dieses selbstständigen Schrittes zur Wehrhaftigkeit war der Graf von der Liegnitz gewesen, das hatte man von anderer Seite diensteifrig nach der Hofburg zu Wien gemeldet, wo man diesen Schritt mit großem Mißtrauen aufnahm. Wie leicht konnten die Piasten das Beispiel des Kurfürsten von Brandenburg nachahmen, der sich kürzlich für sein Herzogthum Preußen der Lehnshoheit Polens entzogen hatte! Darum hatte der Kaiser auch gleich den Sieg seiner Waffen bei Sanct Gotthard benutzt, um nach beseitigter Türkengefahr das kleine schlesische Heer, das ihm Bedenken erregte, als Oberlehnsherr aufzulösen. Die Officiere waren verabschiedet, die kriegstüchtigsten Gemeinen ohne Weiteres an die kaiserlichen Regimenter abgegeben worden.

Graf Augustus, wenn er bei der Heerschau von Eger durch die Glieder geritten wäre, hätte manchen Landsmann, selbst ein paar von seinen eigenen Unterthanen aus Kantersdorf und Siebenhuben noch jetzt unter den Pikenieren und Musketieren verschiedener Regimenter gefunden. Der Kaiser hatte sein Gesuch für den Feldzug sehr gern gesehen. Graf von der Liegnitz sollte Gelegenheit finden, sein kriegerisches Feuer, das leicht ganz Schlesien gegen das Haus Habsburg in Brand setzen konnte, nun für dasselbe im Dienste des Kaisers auszusprühen. Es war ihm jedoch andererseits nicht vergessen, welche Ehrenbezeigungen er der Schwester des Kaisers, Eleonore Marie, Königin von Polen, erwiesen hatte, als sie bei ihrer Heimführung durch Schlesien gereist war. So empfing denn der Monarch den Grafen Liegnitz bei der Vorstellung mit einer Huld, welche Alle, die seine gewohnte Förmlichkeit und Gemessenheit kannten, in Verwunderung setzte. Leopold sprach mit ihm über alle Vorfälle im Hause Brieg-Liegnitz, dessen Verhältnisse er in Bezug auf einen möglichen Fall genau im Auge behielt; er war sogar von dem Verlust unterrichtet, welchen Augustus durch den Tod seines einzigen Sohnes erlitten hatte, und gab ihm sein Beileid zu erkennen.

Nur die Vermählung der Prinzessin mit dem Herzoge von Holstein erwähnte er mit keinem Worte.

Als die Vorstellung vorüber war, fand sich Graf Liegnitz, der bis dahin von vielen vornehmen Herren sehr frostig behandelt worden war, auf einmal in einer höchst angenehmen Temperatur. Alles war gegen ihn aufgethauet, man behandelte ihn mit Auszeichnung. Er wußte dieselbe aber nach ihrem Werthe zu schätzen.

Den Officieren und den Truppen hatte der stattliche Mann vom ersten Moment an, da er sich vor der Front gezeigt, sehr gefallen. Er ritt ein ausgezeichnetes Pferd und hatte einen Sitz und eine Führung, wie der beste Stallmeister der italienischen Schule. Eins nur veranlaßte unter den älteren Generälen und Officieren einiges Gerede: daß er nicht in deutscher oder — dem Hofe zu Gefallen! — in spanischer Cavaliertracht, sondern in polnischer Kleidung erschien. Man hatte allerdings gehört, daß er eigentlich von polnischem Geblüt, ja vom vornehmsten stammte, da die Herzöge in Schlesien, bis auf die Münsterberger, die von dem Böhmenkönige Georg von Podiebrad herrührten, alle aus dem alten polnischen Königsgeschlecht der Piasten waren, und Dünnwald hatte seinen Kameraden hitzig auseinander gesetzt, daß

sein Nachbar, Graf Augustus, von Rechtswegen Herzog zu Liegnitz sein müßte; auch konnten sich diejenigen, welche die vorjährige Campagne von 1672 mit den Brandenburgern vereinigt gemacht hatten, wohl erinnern, daß der Kurfürst und seine Prinzen auch polnische Kleidung trugen. Aber bei denen war es gewiß so eine Art von Trutz auf das souveräne Herzogthum Preußen, das nicht zum deutschen Reiche gehörte, und wo der Kaiser nichts zu befehlen hatte, sie wollten damit zeigen, daß sie ihre freien, selbstständigen Herren waren, mehr, wie andere deutsche Fürsten. In Schlesien war aber doch der Kaiser als König von Böhmen Oberlehnsherr, und Schlesien war deutsch, bis auf ein kleines Stückchen Wasserpolakei, wie die Herren geringschätzig Oberschlesien nannten — Graf Liegnitz hätte also immerhin sein polnisches Königsgeblüt, das ihm nicht einmal einen Herzogshut eingetragen hatte, vergessen und die polnische Mode zu Hause lassen können. Daß sie ihm gut stand, war bei einem Manne in den Vierzigern, der nicht gegen Frauenzimmer zu Felde zog, höchst gleichgültig. Sie stand ihm freilich sehr gut, die blaue viereckige Mütze mit dem Reiherbusch, das faltige Oberkleid mit den aufgeschlitzten, lose hängenden Aermeln über dem enganschließenden hell-

farbigen, mit silbernen Blumen und Ranken durchwirkten Untergewande, an dessen schimmerndem Leibgurt der reichbesetzte krumme Säbel hing. Wie sehr auch die älteren Officiere diese phantastische Tracht mit unliebsamen Blicken betrachteten, bei den jüngeren weckte sie lebhaften Beifall. Uniformen waren überhaupt erst durch den jetzigen Kaiser im Heere eingeführt worden, und man konnte nicht sagen, daß sie besonders geschmackvoll waren. Sie gefielen, wie alles Neue, aber selbst mancher Dragoner-Officier würde seinen rothen Rock — damals trugen die kaiserlichen Dragoner Roth — mit dem wunderschönen Costüm des schlesischen Grafen vertauscht haben.

Am 22. August — endlich! — brach die Armee in drei Heersäulen aus Böhmen gegen die fränkische Grenze auf, marschirte durch das hohenzollernsche Baireuth, theilweise das Fichtelgebirge umgehend, und erreichte am 3. September die Gegend von Nürnberg, hatte also fünfzehn Meilen glücklich in dreizehn Tagen zurückgelegt! Hier vereinigten sich die getrennten Colonnen wieder, aber der Feind stand schon ganz in der Nähe bei Neukirchen in der Oberpfalz, und es kam vorerst darauf an, ihn von dort wegzuschaffen. Das einfachste Mittel dazu wäre eine Schlacht gewesen,

aber hier traten sich zwei Meister der Kriegskunst entgegen: Montecuccoli und Turenne. Beide hatten einen wohlbegründeten Ruhm zu behaupten, und gedachten ihn nicht leichtsinnig dem eisernen Würfelspiel einer Schlacht, deren Wechselfälle unberechenbar sind, auszusetzen. Ueberdies fing die Kriegführung schon an, sich dergestalt zu überfeinen, daß man später sogar, Turenne's Principien mißverstehend, ungescheut den Grundsatz aussprach: eine Schlacht sei nur der Nothbehelf eines schlechten Feldherrn. Turenne würde einen solchen Schüler niemals anerkannt haben. Allerdings war er ein Meister im künstlichen Manövriren, aber wenn er den Gegner durch seine geschickten Schachzüge in eine üble Lage gebracht hatte, dann schlug er auch zu, wie er es noch in den letzten Feldzügen seines Lebens bewiesen hat.

Diesmal kam es indessen nicht dazu. Es ging an ein gegenseitiges Ueberbieten und Ueberlisten, Marschiren und Demonstriren. Zweimal standen sich die Heere nah gegenüber, das eine Mal bei Brechzhofen, das zweite Mal bei Ochsenfurt; aber dort wollte Montecuccoli keine Schlacht annehmen und entzog sich ihr durch einen Seitenmarsch, den die Franzosen ruhig geschehen ließen — hier fand Turenne die Position der Kaiserlichen unangreif-

bar und seine Rückzugslinie immer mehr gefährdet. Denn schon war ein Streifcorps seines Feindes in das Lahnthal entsendet worden, um schnell nach dem Rheine vorzudringen und sich der Brücke bei Coblenz zu bemächtigen. So fielen denn wohl kleinere Gefechte vor, aber keine Schlacht. Kehre heim, Du Abkömmling Heinrich's des Frommen! Dein Ahnherr besann sich keinen Augenblick, den zahllosen Schwärmen der Mongolen mit seinem kleinen Häuflein schlesischer Ritterschaft und Goldberger Bergknappen sammt einem geringen Volksaufgebot die Schlacht zu liefern und sein Leben für die Rettung Schlesiens und Deutschlands freudig zu opfern. Die Wahlstatt bei Liegnitz, wo Heinrich der Fromme gefallen ist, hat dem volksthümlichsten Helden unsers Jahrhunderts, welcher dort wiederum Schlesien befreite und später ganz Deutschland, ja Europa befreien half, seinen Ehrennamen gegeben: Blücher von Wahlstatt. Nur die Schlacht bringt Entscheidung des Krieges. Die größten Feldherren aller Zeiten, Friedrich der Große und Napoleon, haben immer die Schlacht gesucht. — Aber die Feldherren Deiner Zeit, Du Piastensohn, gehen dem Feind nicht „auf die Hauben,“ wie es in Deinem Liede von Opitz heißt, sondern fürsichtig

um ihn herum, damit er seine Stellung auch ändern muß, und so schwenken sie fort und fort und sehen zu, wer das gewandte Spiel endlich gewinnt und den Gegner zum Rückzuge nöthigt. Der Krieg wird dadurch nimmer entschieden, das Spiel kann wieder von vorn anfangen, mag das Land, das Beide verwüsten, bis sie selbst nichts mehr finden und verhungern, darüber zu Grunde gehen! Kehre heim, Augustus, das Lorbeerreis, Deinen Helm und Schild zu schmücken, die man Dir einst in die Gruft nachsenken wird, kannst Du auf diesen Kriegsgefilden nicht pflücken!

In der Mitte Decembers entsendete der Oberfeldherr den Obersten Dünnwald mit seinem Regiment, um bei Würzburg, ohne sich an die Neutralität des Bischofs zu kehren, über den Main zu gehen und die bei Werthheim aufgehäuften Vorräthe der Franzosen zu zerstören. Graf Liegnitz schloß sich diesem Zuge an. Der Handstreich gelang und hatte wichtige Folgen. Turenne wurde durch den Mangel an Lebensmitteln genöthigt, sich in eine andere Stellung zurückzuziehen, wo seine Verpflegung wieder gesichert war... Dünnwald, dem Feldmarschall schon aus dem Türkenkriege vortheilhaft bekannt, hatte sich auf's Neue bewährt — als aber Montecuccoli seine

Lobsprüche auch auf den schlesischen Grafen ausdehnte, lächelte dieser bitter und lehnte sie ab. Er war dabei nicht ein einziges Mal in Versuchung gekommen, zum Säbel zu greifen.

„Wer wird so blutgierig sein, Herr Nachbar!" sagte Dünnwald Abends im Quartiere bei Rettersbach. „Mir wäre auch eine ehrliche, rechtschaffene Rauferei im freiem Felde lieber, als dies ewige Lungern und Lauern, wie die Katzen, indessen was hilft's! Mein Schwiegervater sagt, bloßes Draufgehen wäre brutal. Das Beste ist, daß der Franzose wenigstens Schritt für Schritt zurückcomplimentirt wird, und daß wir bald im Spessart Erholungsquartiere beziehen sollen."

„Aber das unglückliche Land!" rief Augustus. „Ihr habt Euch selbst doch von dem Elende überzeugt!"

Dünnwald zuckte die Achseln. „Freilich!" sagte er. „Die Franzosen haben arg gehaust, und auch bei uns hat der Generalgewaltige sammt allen Profosen volle Arbeit — aber die Soldaten müssen doch leben."

„Eine Schande, daß dafür nicht von oben gesorgt wird!" rief der Graf.

„Versucht das einmal!" entgegnete Dünnwald. „Das wollte ich schon, wenn es in meine

Hand gelegt wäre!" sagte Liegnitz mit blitzenden Augen. „Nur an den Schurken, die sich auf Kosten der armen Soldaten wie des Volkes bereichern, ein paar Exempel ohne alles Erbarmen, und ich stehe dafür, die Truppen würden nicht mehr hungern und das Land geschont bleiben."

„Kann sein!" erwiederte der Oberst. „Ich wollte Euch gern ein Dutzend von den gewissenlosen Schelmen an den Strick liefern. Aber glaubt Ihr, wir rotten die Race aus? Nimmermehr! Dazu finden sich immer wieder Juden und Christen. Der Gewinn ist zu groß und zu leicht. Das ist so und wird ewig so bleiben. Wollen froh sein, Herr Nachbar, wenn sie uns nicht nach Prieborn und Saabor kommen. Habt Ihr Nachricht von Hause?"

Damit war das Gespräch von dem unersprießlichen Gegenstande abgelenkt. Beide konnten das Uebel ja nicht ändern. Graf Liegnitz hatte aus seinem eigenen Hause lange keine Nachricht erhalten, auch keine erwartet. Vom Hofe zu Brieg war ihm aber geschrieben worden, daß die Herzogin, nach einer längern Verhandlung mit den Vormundschaftsräthen, ihren Plan, den jungen Fürsten auf Reisen zu schicken, aufgegeben habe, da sich Alle wie ihr Schwager dagegen erklärt hatten. Auch der Hofmeister, wie gern er auch seinem

Eleven fremde Länder gezeigt und deren Curiositäten und Antiquitäten erklärt hätte, war ganz zufrieden, daß die große Verantwortlichkeit, welche damit auf ihn fallen würde, von seinen Schultern genommen war.

„Sie möchten den jungen Herrn in Baumwolle packen," schrieb der Forstmeister von Brieg, Johann Kaspar von Döbner, welchem der Graf seine Nachrichten verdankte. „Aber gebt Acht, gnädiger Herr, eines Tages wird er zu Aller Verwunderung als ein Mann vor ihnen stehen und sich die Verzärtelung verbitten. Die Frau Herzogin baut unterdessen fleißig, denn der Löwenthurm am Schlosse, wo der Blitz eingeschlagen hat, zeigt wieder Risse; auch richtet sie einen englischen Garten ein. Schade um die schönen Obstbäume, die dabei fallen müssen! Der Erbprinz ist gesund wie ein Fisch und geht mit mir fleißig auf die Hirschjagd."

Der alte Forstmeister war dem Grafen sehr zugethan und hatte ihm unaufgefordert diese Mittheilung gemacht. Von Kantersdorf und Prieborn schrieb er nur, daß er nichts wisse, dagegen konnte ihm Dünnwald von dort etwas Neues erzählen.

„Ich bin besser bedient, ich weiß mehr aus Eurem Hause, als Ihr!" sagte er lustig. „Die kleine allerliebste Französin, die bei Eurer Ge-

mahlin ist — meine Frau schilt mich immer, wenn ich sie eine Französin nenne, da sie doch aus der Schweiz sein will, aber sie hat einen französischen Namen und ein französisches Gesicht — nun warum werdet Ihr denn ungeduldig? Ich komme schon! Sie wird wohl nicht lange bei Eurer Gemahlin bleiben, denn ein Junker aus der Mark läuft Sturm gegen sie und wird sie wohl erobern, ein Neffe vom alten Melchior Kanitz. Wißt Ihr gar nichts davon?"

Der Graf verneinte es ziemlich kalt. Aber ihm schwebte eine Erinnerung vor, welche darauf zu deuten schien. In Kantersdorf war kurz vor seiner Abreise mehrfacher Besuch aus der Nachbarschaft gewesen, der alte Waldau, Rosel's Vater, und auch ihr Bräutigam, der Herr von Kittlitz. Wie denn der Graf seinen Gästen gar keinen Zwang auflegte, sich aber auch nicht, hatte er sich nach der Tafel bald zurückgezogen. Die Gräfin hatte wieder auf ihrem bequemen Sessel Platz genommen. Die jungen Mädchen saßen auf niedrigen Stühlen neben ihr, hinter den Damen standen die Herren und unterhielten sie nach Kräften.

Da hatte der Graf im Abgehen den Namen Kanitz gehört, und wie er sich in der Thür noch einmal zufällig umgewandt, hatte er gesehen, wie

der junge Kittlitz sich lächelnd, wahrscheinlich mit einer Neckerei, zu Fräulein Ardon herabneigte und diese ihm nur durch einen stolzen Aufblick antwortete, der ihn offenbar in Verlegenheit setzte. Augustus war es überraschend gewesen, daß ihr auch solche Waffen zn Gebote standen, da sie sich sonst im Hause so still und demüthig gezeigt. Heut' glaubte er zu jener flüchtigen Wahrnehmung den Schlüssel gefunden zu haben; nur stimmte der stolze Aufblick nicht ganz zu den günstigen Aussichten, welche Dünnwald dem Sturmlaufen des märkischen Junkers stellte. Indessen Weiberherzen sind wandelbar. Dem Grafen wäre es in einer Beziehung ganz recht gewesen, wenn Isaura von Ardon sein Haus wieder verlassen hätte. Er ließ ihrer anmuthigen Persönlichkeit volle Gerechtigkeit widerfahren, aber die Mißverhältnisse, von denen sein Freund Gottwalt gesprochen hatte, wenn sie bis jetzt auch noch nicht hervorgetreten waren, konnten nicht ausbleiben. Gottwalts hatten leider im Mai nicht seiner Einladung folgen können, er hätte sehr gewünscht, ihr Urtheil über die Schweizerin zu hören.

Der Krieg zog ihn bald wieder von den heimischen Angelegenheiten ab. Oberst Dünnwald

hatte Recht gehabt, die Franzosen mußten Schritt für Schritt weichen. Sein alter Feldherr gewann über den großen Turenne immer mehr Vortheile, und wenn Graf Liegnitz in seiner Ungeduld für diese Kriegführung ein Verständniß gehabt hätte, so würde er schon jetzt bemerkt haben, daß der Feldzug seinen auf bloße Operationen gerichteten Zweck erreichen werde. Aber Augustus wollte die Entscheidung nicht für einen Feldzug, nicht für ein Jahr blos, sondern für den ganzen Krieg, wo möglich für immer: die Vernichtung des Feindes! Wenn er das geäußert hätte, wie vornehm würden die Generale über den Laien gelächelt haben!

Montecuccoli hatte sich durch die Entsendung der erwähnten Streifschaar nach Coblenz und die einer zweiten, welche der Graf von Hohenlohe führte, den Weg nach dem Rheine geöffnet, und trat jetzt, nach einer kurzen Heeresrast im Spessart, den Marsch dahin an, Turenne vorläufig sich selbst überlassend. Bei Coblenz überschritt er den Rhein, vereinigte sich mit der holländischen Armee unter dem Prinzen Wilhelm von Oranien, welche bei Andernach stand, und wandte sich nun mit dieser bedeutenden Macht rheinabwärts, um das von den Franzosen besetzte Bonn zu belagern.

Dadurch wurde Turenne, der noch immer in Franken hauste, allerdings genöthigt, seinen Rückzug aus diesem Theile Deutschlands anzutreten, wenn er nicht ganz abgeschnitten werden sollte. Wer es je erlebt hat — und viele unserer Alten haben das ja 1813! — wenn die Franzosen gezwungen sind, ihre Erpressungen, auf die sich keine Nation besser versteht, endlich aufzugeben, wie sie noch die letzten Momente mit wahrhaft teuflischer Meisterschaft benutzen, um dem ausgesogenen Lande noch das Letzte zu rauben, der wird sich einen Begriff machen können, was auf diesem Rückzuge Turenne's vom Main zum Neckar und dann zum Rhein nach Philippsburg die deutschen Einwohner noch zu erdulden hatten. Jenseit Philippsburg, auf dem linken Rheinufer, wohnten zwar auch noch Deutsche, aber das waren seit der Abtretung des Habsburgischen Elsaß und der Unterdrückung der Elsasser Reichsstädte französische Unterthanen — da mußte wieder Schonung eintreten!

Und im Angesicht dieser alles menschliche Gefühl empörenden Gewaltthaten säumte das deutsche Reich noch immer mit der Kriegserklärung? Warum nicht! Was geschehen war, ließ sich doch nicht ändern, der

Feldzug war ja zu Ende; während der Wintermonate ruhte der Krieg, bis zum Frühlinge oder Sommer des nächsten Jahres konnten die Verhältnisse einen Umschwung nehmen! Hatte der Kurfürst von Brandenburg Frieden geschlossen, warum sollte es der Kaiser nach einem glücklichen Feldzuge nicht auch thun? Geduld also, Geduld! Die Schmach, welche Deutschland angethan worden war, die Leiden, welche das Volk erduldet hatte, mußten verschmerzt werden. Also keine Kriegserklärung vor der Hand!

Und sie wußten es doch, die Herren mit den mächtigen Alongeperrücken im Reichstagssaale auf dem Rathhause zu Regensburg, daß der Kurfürst von Brandenburg nur auf ihre Kriegserklärung wartete, um, getreu seinem Vorbehalt im Frieden zu Vossem, zu dem er gezwungen worden war, sein wohlgerüstetes Heer, stärker als im vorigen Jahre, sogleich wieder gegen die Franzosen in's Feld zu führen!

Der König an der Seine wußte das auch. Er rechnete jedoch, daß die Deutschen noch mehr Geduld zeigen würden, und wenn nicht, so war selbst für diesen Fall schon gesorgt. Daß der Brandenburger dann an den Rhein kam und los-

schlug, ließ sich nicht hindern, aber daß er dort nicht lange blieb, sollten die Schweden, Frankreichs gute Freunde, im Rücken des gefährlichen Gegners schon bewirken.

7.

Heimkehr.

Bonn war nach einer achttägigen Belagerung gefallen, der Feldzug damit beendigt. Die Truppen bezogen Winterquartiere. Montecuccoli konnte mit seinem Erfolge wohl zufrieden sein. Er hatte den „Heerführer der Heerführer" — dux ducum — wie Turenne in Frankreich genannt wurde, durch seine meisterhaften Operationen zum Rückzuge aus Deutschland gezwungen, wenn auch nicht in offener Feldschlacht besiegt. Nachdem die Quartiere und zu deren Bewachung die Postirungen geordnet waren, kehrte der Feldherr nach Wien zurück, um seinem Kaiser Bericht abzustatten und das Präsidium des Hofkriegsraths wieder zu übernehmen, dann aber auch, um an seinen „Commentarien" zu arbeiten, die er mit anderen Auf-

zeichnungen seiner Hand der Nachwelt überlassen hat.

Mit ihm verließen die meisten Generale und höheren Officiere die Truppen, bei denen sie für die Dauer der Ruhe nichts zu thun hatten. Einen Dienstbetrieb, wie in unseren Tagen, gab es noch nicht.

Oberst Dünnwald bot dem Grafen Liegnitz einen Platz in seinem Reisewagen an, dieser lehnte ihn jedoch wiederum ab, da er über Berlin zurückreisen wollte.

„Nun, der Kurfürst wird doch Respect vor uns haben," sagte Dünnwald, „daß wir auch ohne ihn fertig geworden sind."

„Glaubt Ihr fertig zu sein, oder auf diese Weise fertig zu werden?" entgegnete Liegnitz. „Nimmermehr!"

Der Oberst ließ den hingeworfenen Handschuh nicht liegen, Augustus aber sagte, daß man doch nur mit einem Feinde fertig sei, wenn man ihn so zu Boden geschlagen habe, daß er nicht wieder aufstehen könne, und Dünnwald vermochte auf diese einfache Wahrheit nicht viel zu erwiedern.

Im Reiche jubilirte man gleichwohl über den Erfolg des Augenblicks, und der Feldzug des Jahres 1673 wurde bald poetisch verherrlicht. Ein

Wiener Poet machte sich sogar zwei lateinischer Disticha über denselben schuldig, in denen er aber nicht dem Feldherrn die Ehre gab, sondern diese dem Kaiser zuschrieb. Die denkwürdigen Verse haben ihrem Verfasser gewiß viel Vergnügen gemacht. Welch ein „artiges" Spiel mit Worten darin! Sie lauteten:

Ductus erat Dux ille Ducum, quo noluit ire
Quis duxit? Caesar *Dux* fuit ille tuus.
Dux Ducis ille *Ducum* est. Si Regum forte daretur
Rex, Regis Regum Rex Leopolde fores.

Wir haben die Verse mit allen vom Verfasser beliebten Druckern wiedergegeben, wollen aber auch gegen diejenigen von unseren Lesern, welche des Lateinischen nicht mächtig genug sind, um sie gebührend würdigen zu können, so barmherzig sein, die nicht minder interessante Uebersetzung hinzuzufügen, welche mit dem Orginale an Geschmacklosigkeit und lahmen Füßen wetteifert:

Schau, geführt ward der Heerführer Führer, wohin er nicht geh'n wollt'!
Wer ihn geführt? Der Kaiser. Er war des Führers der Führer
Also der Führer. Wenn etwa die Könige 'nen König erhielten,
König des Königs der Könige würdest Du, Leopold, sein.

Ob der so schändlich angesungene Kaiser für diese Leistung den Dichter eigenhändig gekrönt

hat, wie sein Großvater einst den „Schlesischen Schwan,“ hat die Geschichte nicht aufbewahrt. Wenn aber der Piast, der in seinen Knabenjahren den belehrenden und geistreichen Worten des „Gekrönten“ gelauscht hatte, bei der Lesung des obigen lateinischen Poëms, das ihm ein Zufall in die Hand gespielt, gegen seine Natur in ein lautes Gelächter ausbrach, so wird es ihm Niemand verdenken. Die Speichelleckerei gegen den Kaiser, der wahrlich an dem Rückzuge Turenne's sehr unschuldig war, widerte ihn am meisten an. Er hätte ähnliche Machwerke von Hofpoeten und Solchen, die es werden wollten, zu Dutzenden in jener Zeit lesen können, wenn er sich um ihre pedantischen Carmina in erbärmlichen lateinischen Versen gekümmert hätte!

Sein Urtheil über die Kriegführung, das er gegen Dünnwald scharf ausgesprochen hatte, wurde aber bald gemildert, als er einen Mann darüber sprechen hörte, den er unbedingt als Richter anerkannte, weil er nicht die Kriegsweisheit eines Stubengelehrten aus Curtius und Cäsar, oder höchstens aus Machiavelli's arte della guerra geschöpft, sondern selbst den Feldherrnstab glorreich geführt hatte. Es war der Kurfürst von Brandenburg.

Graf Liegnitz hatte eine weite Reise zu Pferde unternommen: vom Rhein bis nach der Mark. Oft war er durch das Wetter des Spätherbstes und die schlechten Wege zu kleinen Tagemärschen genöthigt, aber seine trefflichen Rosse von echtem altpolnischen Schlage, der den starken Körper des nordischen Pferdes mit dem Feuer und der Energie südlicher Racen vereinigt, bewiesen eine seltene Ausdauer. So gelangte er eher nach Berlin, als Oberst Dünnwald nach Saabor, obgleich dieser unterwegs täglich den Vorspann wechselte. Allerdings fand der Oberst nicht selten Anlaß zum Aufenthalt bei guten Bekannten oder in behaglichen Quartieren, bis plötzlich, wie aus einer Betäubung, in ihm die Erinnerung an seine junge Frau erwachte, und er nun wie von Sporen getrieben eilte, zu ihr zu kommen.

Am Hofe zu Berlin wurde Graf Augustus mit Auszeichnung empfangen. Der Kurfürst kannte und schätzte ihn von früher, die Kurfürstin Dorothea, welcher er jetzt erst vorgestellt wurde, fand in ihm einen Mann von edlem Wesen und hochsinnigem Geiste, den sie wohl zu würdigen verstand, und der Kurprinz Karl Emil war schon durch den Erbprinzen von Brieg, der von seinem Onkel Augustus mit enthusiastischer Vorliebe ge-

sprochen hatte, für ihn eingenommen. Den Räthen des Hauses Brandenburg machte ihn besonders seine Ausschließung von der Erbfolge in den drei Fürstenthümern interessant, weil die Frucht des alten Erbvertrages von 1537 bei den so rasch sich häufenden Todesfällen im herzoglichen Hause allmälig zu reifen schien. Die Aufnahme des Grafen war also von allen Seiten eine sehr ehrenvolle. Aber nicht die Aussicht dazu und die Freude an äußeren Ehren war es, welche Augustus nach Berlin geführt hatte, sondern der Wunsch, sich durch eigenes Urtheil zu überzeugen, ob von hier noch etwas für Deutschland zu hoffen sei. Darum suchte er in jeder Unterhaltung, welche der Kurfürst mit ihm anknüpfte, dessen Ansichten über den letzten Krieg zu hören.

Friedrich Wilhelm hat den Beinamen des Großen, den ihm die Geschichte beigelegt hat, als Fürst wie als Feldherr wohl verdient. Auch seine Politik, welche wahrhaft große Ziele verfolgte, gab ihm ein Recht auf jenen Beinamen; daß er jene Ziele nicht immer erreichte, daß er manchen begründeten Anspruch nicht durchsetzen konnte, lag in den Machtverhältnissen. Ueber seine Politik und was er in der nächsten Zeit zu thun gedenke, sprach er sich natürlich gegen den

Grafen Liegnitz nicht aus. Wohl aber berührte er den letzten Feldzug und ließ Montecuccoli mehr Gerechtigkeit widerfahren als Augustus. Er erzählte, daß er Montecuccoli in dem Kriege gegen Karl den Zehnten von Schweden achten gelernt; Montecuccoli habe die Insel Alsen, welche die Schweden genommen und mit starker Besatzung unter einem sehr entschlossenen Soldaten versehen, denselben wieder entrissen; dann habe er mit auf Fühnen gekämpft, wo die Kaiserlichen und Brandenburger den Sieg bei Nyborg erfochten; nach dieser Zeit habe er als Oberfeldherr einen ruhmvollen Krieg gegen die Türken geführt. Man müsse, um einen Feldherrn richtig zu beurtheilen, alle Ursachen und Beweggründe seines Handelns kennen. Diese lägen hier nicht so offen da. Die Einflüsse von Wien seien zu aller Zeit den kaiserlichen Generalen in ihren freien Entschließungen hinderlich gewesen. Auch habe man zu bedenken, daß Montecuccoli dem anerkannt ersten Heerführer der Zeit gegenüber gestanden. Ihn rücksichtslos anzurennen, wie es gegen Rakoczy von Siebenbürgen, gegen Stenbock auf Fühnen oder gegen die Türken vortrefflich gewesen, würde sich hier vielleicht empfindlich bestraft haben. Wenn sich aber Turenne zur Schlacht gestellt hätte, wäre der kaiser=

liche Feldherr wahrscheinlich um einen glänzenden Waffenerfolg reicher heimgekehrt. Immerhin sei doch anzuerkennen, daß er den Meister aus Deutschland entfernt habe. Augustus hörte die Aeußerungen des Kriegsfürsten mit Aufmerksamkeit an, bewunderte die Hochherzigkeit, mit welcher Friedrich Wilhelm den Feldherrn, der ihn im vorigen Jahre im Stich gelassen hatte, zu rechtfertigen strebte, aber eine rechte Ueberzeugung, daß der Kurfürst dessen Kriegführung billige, gewann er daraus doch nicht. Wenn der Kurfürst draußen die starke Kriegsmacht befehligt hätte, würde er wohl all' die feinen Finten und Paraden des „Meisters" mit kräftiger Klinge durchgeschlagen haben.

Dem Kurprinzen mußte Augustus viel von seinem Neffen erzählen, und es war nur Erfreuliches von ihm zu berichten. „Man hat uns zwei junge Adler genannt," sagte Karl Emil heiter. „Zwei Adler, die zusammen fliegen würden. Zuerst ausfliegen würde natürlich der rothe brandenburgische Adler, der sei älter, aber der schwarze schlesische sehe ganz so aus, als ob er sich nicht lange im Horst werde halten lassen. Dann würden sie sich wohl bald zusammen=finden und immerdar zusammen=halten. So haben die guten Berliner

gesagt, als sie uns am Fenster gesehen. Will's Gott! soll es auch also sein. Wenn der schwarze und der rothe Adler zusammen halten, soll ihnen der weiße und auch der zweiköpfige, der eigentlich der vielhundertköpfige heißen müßte, nichts anhaben."

Den weißen, polnischen Adler als feindlich zu denken, ließ Augustus gelten, und sein polnisches Stammgefühl war dadurch nicht verletzt. In Polen herrschten keine Erbkönige mehr, herrschte vielmehr die Partheiung, und der primus inter pares, der „Erste unter Gleichen," wie sie nun ihren Wahlkönig nannten, war zwar in diesem Augenblick ein sehr gefeierter Held, Johann Sobieski, aber durch seine französische Frau ganz für Frankreich gewonnen. Mit dem zweiköpfigen oder eigentlich vielhundertköpfigen meinte der Kurprinz den Adler des deutschen Reichs, und es wunderte den Grafen, daß er sich denselben als Gegner vorstellte, da doch Brandenburg und Schlesien auch zu den hundert Köpfen gehörten. Aber das bisherige Verhalten der Anderen gegen das aufstrebende Brandenburg und die Vorgänge des letzten Jahres konnten die Gedanken des Prinzen erklären. In jugendlicher Auffassung spiegelt sich immer Alles schärfer ab.

Wenn aber der letzte Piast — wir nennen ihn mit gutem Vorbedacht so! — in die Zukunft hätte blicken können, von diesem Bilder- und Wortspiel ausgehend, welche Schicksale würden sich ihm enthüllt haben! Zwei junge Adler hatte das Volk die Prinzen genannt, die es am Fenster des Kurfürstenschlosses gesehen — wohl haben sie bald die Schwingen entfaltet zum Sonnenfluge, den Blicken der Sterblichen verschwindend! Ihre Wappenbilder, mit denen der Volksmund in jenem Moment sie selbst bezeichnete, der rothe Adler von Brandenburg, der schwarze von Schlesien, sind vereinigt unter den Schwingen eines dritten Adlers, des schwarzen Adlers von Preußen. Der weiße polnische Aar ist von drei anderen zerrissen worden, der doppelköpfige Reichsadler todt. Sein Sinnbild hat der letzte deutsche Kaiser auf sein eigenes Land übertragen, die Köpfe des neuen Doppeladlers tragen jetzt Kronen, und über beiden schwebt eine Kaiserkrone, aber es ist nicht mehr die Kaiserkrone von Deutschland. Ob diese jemals wieder eines deutschen Fürsten Haupt schmücken wird?

Graf Liegnitz beurlaubte sich nach kurzem Aufenthalt von dem kurfürstlichen Hofe und traf schon seine Anstalten zur Abreise, als ihm noch

ein Freiherr von Kanitz gemeldet wurde. Das konnte kein Anderer sein als der Neffe des alten Melchior Kanitz, weiland Hofmarschalls von Brieg, und Augustus wußte nach der Erzählung des Obersten Dünnwald, weshalb er zu ihm kam. Er empfing ihn freundlich. Herr von Kanitz war ein junger Mann von einnehmenden Zügen und einem frischen freien Wesen, der dem Grafen ganz wohl gefiel. Er stellte sich ihm vor, auf seine nahe Verwandtschaft mit dem verstorbenen Hofmarschall fußend, der, wie er wußte, mit dem Grafen von der Liegnitz in sehr freundlichen Verhältnissen gestanden hatte; doch ließ er diesen nicht lange im Zweifel, — wenn Augustus überhaupt noch einen solchen hegte — was der eigentliche Grund seines Besuchs sei. In offenherzigster Weise eröffnete er ihm, daß er das jetzige Ehrenfräulein der Frau Gräfin, Isaura von Ardon, in Saabor kennen gelernt und eine Neigung zu ihr gefaßt habe; daß sein Vater wie auch seine Großmutter, die auf ihrem Gute Gabern im Fürstenthum Glogau wohne, nach eingezogenen Erkundigungen über die Familie und die Verhältnisse des Fräuleins von Ardon, für welche sich die Frau Herzogin von Holstein zu Wien verbürgt, mit seiner Wahl vollkommen einverstanden seien, und daß er heut'

gekommen, den Grafen um Erlaubniß zu bitten, in aller Form um das Fräulein anzuhalten. Die Frau Gräfin habe davon schon Kenntniß bekommen.

Graf Augustus erwiederte, daß er ihm als Gast zu Prieborn willkommen sein werde, und fragte nur hingeworfen, ob er in Kantersdorf gewesen sei. Hier hatte nämlich die Gräfin bis vor Kurzem noch gewohnt und war erst, nachdem das Schloß in Prieborn zur Aufnahme völlig eingerichtet, dahin gezogen.

Kanitz verneinte die Frage und bat den Grafen um seine Fürsprache bei Fräulein von Ardon.

„Seid Ihr des Jaworts von ihrer Seite denn noch nicht gewiß?“ fragte der Graf, eingedenk der Mittheilungen Dünnwald's und seiner eigenen früheren Wahrnehmung, die er sich darauf bezüglich gedeutet hatte.

„Ein klares deutsches Ja fehlt mir noch,“ erwiederte Kanitz offen. „Ich hatte keine Gelegenheit, es zu fordern.“

„Ihr sagtet, daß Eure Verwandten Erkundigungen über die Verhältnisse des Fräuleins eingezogen haben,“ sprach der Graf weiter. „Haben sie auch erfahren, daß sie katholisch ist?“

„O ja. Sie wurden dadurch zuerst etwas scheu,

aber ich sehe darin kein Hinderniß. Christen sind wir doch Alle, sie mag ihre Heiligen verehren und sonst thun, was ihre Religion vorschreibt, ich bleibe ein guter Lutheraner, das verträgt sich schon."

Augustus fühlte sich nicht veranlaßt, seine Bedenken darüber auszusprechen, es war ja auch gar nicht seine Sache, hier zu rathen. Die Fürsprache, um welche er gebeten worden war, konnte er nicht unbedingt zusagen, da er es für Unrecht hielt, in ein fremdes Schicksal ohne Verpflichtung und Ueberzeugung, daß es zum Heil führen werde, einzugreifen. Doch versprach er Kanitz, wenn ihn das Fräulein um Rath frage, den Wünschen, welche er ihm ausgesprochen habe, nicht entgegen zu sein. Diese Antwort, welche dem heißblütigen jungen Mann überaus frostig erschien, verstimmte ihn so, daß er sich viel weniger liebenswürdig empfahl, als er gekommen war.

„Der alte Haushahn hat wohl selbst ein Auge auf das reizende Fräulein seiner dicken phlegmatischen Frau geworfen und will sie deshalb nicht ziehen lassen!" murrte er im Gehen vor sich hin. „Wenn ich das erst merke, soll ihn sein halbschlächtiges Fürstenblut nicht vor einer kleinen Anfrage des märkischen Edelmannes schützen."

Graf Liegnitz würde bei dieser Verdächtigung, wenn er sie geahnt hätte, nur mitleidig gelächelt haben. Er reiste von Berlin ab, zufrieden, daß er zuletzt doch von minder vorsichtiger Seite einige Andeutungen gehört hatte, welche ihn für die Zukunft eine neue Erhebung Brandenburgs gegen den gemeinschaftlichen Feind hoffen ließen. Da seine Reise durch Niederschlesien ging, fand er es angemessen, sich in Saabor nach der Heimkehr Dünnwald's zu erkundigen. Er fand den Obersten nicht; dieser war hier gewesen, hatte aber nur seine Frau abgeholt, um den Winter in Wien zuzubringen. Frau von Dünnwald hatte während der Abwesenheit ihres Mannes wirklich den vielbesprochenen Schloßbau einem geschickten Baumeister aus Breslau übertragen, der ihn gleich angefangen und schon auf Kosten des alten Hauses so weit fortgeführt hatte, daß in dem letzteren kein guter Winteraufenthalt mehr zu nehmen war.

Dadurch verlor der Graf die Gelegenheit, etwas Näheres über die Werbung des Herrn von Kanitz zu hören, welche offenbar von Frau von Dünnwald begünstigt wurde. Gleichviel aber! Die Angelegenheit berührte doch nur seine Frau, weil diese dann wiederum eine neue Gesellschafterin haben mußte. Indessen war Charlotte geduldig

und gewöhnte sich auch wieder an diesen Wechsel. Vielleicht war auch ihre Ruhe und Bequemlichkeit, die sie über Alles liebte, durch das südliche Temperament des Fräulein Ardon gestört worden und sie daher mit Isaura's guter Parthie ganz einverstanden. Vor der Hand ließ Augustus die Sache, in welche er sich nur nothgedrungen mischen wollte, auf sich beruhen. Er hatte zu der Verbindung keinen Consens zu geben. Daß Isaura eine Waise war, wußte er; allerdings konnte sie noch nicht mündig sein und mußte daher die Einwilligung ihres Vormundes oder ihrer Verwandten in der Schweiz haben; das war jedoch ihre Sorge — er kannte ihre Verhältnisse gar nicht. Wenn seine Gemahlin zweifelhaft war, so durfte sie nur die Herzogin Luise fragen, welche das Fräulein zuerst in ihren Dienst genommen hatte und daher von ihren Verhältnissen unterrichtet sein mußte.

Graf Liegnitz kehrte nicht unmittelbar nach seinem Wohnsitze zurück. Er hatte in Angelegenheiten, die er nie aus den Augen verlor, Rücksprache mit den Landeshauptleuten von Liegnitz und Wohlau zu nehmen, welche gleich ihm Vormundschaftsräthe waren. So besuchte er erst Hans von Schweinichen auf seinem Gute Mertschitz und

dann Siegmund von Nostitz auf Ransern. Dort hörte er zu seiner Verwunderung, daß jetzt auch die Herzogin bei der Berathung über die Frage, ob der Erbprinz auf Reisen zu schicken sei, sich dagegen erklärt habe. War der Gedanke denn nicht von ihr ausgegangen, wenn sie ihn auch nur als eine Frage zur Erwägung gestellt hatte? Für Augustus enthielt die Nachricht eine Genugthuung, denn seine entschieden ausgesprochene Meinung hatte damals auf sie einen ungünstigen Eindruck gemacht. Vielleicht war sie auch nur deshalb empfindlich gewesen, weil sie glaubte, daß diese wie manche andere Frage hinter ihrem Rücken von den Vormundschaftsräthen abgemacht worden sei und man ihr nichts als den Namen einer Regentin lassen wolle. Von den Räthen waren es aber gerade die Brieger gewesen: Rohr, Korkwitz und auch Roth, welche bei der Besprechung, wie Augustus jetzt hörte, sich einer Reise des Prinzen in fremde Lande sehr geneigt bewiesen hatten, und nur die Erklärung der Herzogin hatte den Ausschlag gegeben. Ob sie sich dabei zu den Ansichten ihres Schwagers aus besserer Ueberzeugung bekannt oder nur aus Klugheit einen zweifelhaften Conflict vermieden hatte, blieb unentschieden.

Was Augustus sonst von seinem Neffen vernahm, konnte sein Herz nur erfreuen. Daß er neben seinen eifrigen Studien in historischer und politischer Wissenschaft auch ritterliche Künste übte, daß er gern ritt und auf Jagd ging, war ganz in der Ordnung, und der Graf hatte gern gelesen, was ihm sein alter Freund, der Forstmeister von Döbner, darüber geschrieben hatte. Auch den Orden, den der Erbprinz bei einer Waidmannslust im Thiergarten vor Brieg, als er den ersten Hirsch erlegt, gestiftet hatte, konnte man als ein Erinnerungszeichen an diese für einen Jüngling immerhin wichtige Begebenheit ihm gönnen. Es war der Jägerorden des goldenen Hirsches; nur die sieben Edelleute, welche an jener Jagd Theil genommen, hatten ihn erhalten. Augustus lächelte, als ihm der Sohn des Ranserner Nostitz mit Feuer von dem schönen Abzeichen erzählte, das ein goldenes Eichenblatt mit einem Hirsch auf der einen, und einem rothen Herzen mit weißem Kreuz auf der andern Seite war. Eine harmlose Spielerei! Arteten doch andere Orden, die zu viel höheren Zwecken gestiftet waren, bereits in Spielereien aus, und wurden deren immer neue gestiftet, theils bei frivolem, theils bei sentimentalem Anlaß. Stets war es aber damals noch im Sinn einer Verbin-

dung und Gemeinsamkeit, welche Idee den heutigen Orden in ihrer Massenhaftigkeit verloren gegangen ist.

Von Wohlau aus wollte sich Graf Liegnitz nach Breslau begeben und schickte einen seiner Diener mit einem Briefe nach Prieborn, in welchem er seiner Gemahlin schrieb, daß er durch Geschäfte noch einige Zeit in Breslau aufgehalten werde. Er wußte ja, daß Charlotte ihn nicht vermisse und seine Nachricht ihr keinen Seufzer kosten werde. Ihn selbst zog nichts nach Prieborn. Daheim! Süßes, friedliches Wort! Kannte der ernste Mann, seit er all' seine Hoffnungen für die Zukunft mit dem Sohne begraben hatte, noch den Zauber des Wortes Daheim? Wo fühlte er sich daheim?

In Breslau einige Zeit zu verweilen, hatte er in der That Anlaß. Er war früher unter seinem Bruder Georg Landeshauptmann von Brieg gewesen und hatte als solcher in Angelegenheiten des Fürstenthums zuweilen mit dem Bischof von Breslau, Sebastian Rohnstock, in kirchlichen Dingen zu thun gehabt. Der Bischof stand den mancherlei Verletzungen der Zusagen des westfälischen Friedens gegen die Protestanten nicht fern. Nach dem Tode des Herzogs Georg war der Bischof als kaiserlicher Oberlandeshauptmann von Schle-

sien eingesetzt worden und hatte Graf Liegnitz seine Stellung im Fürstenthum Brieg niedergelegt. Von Amtswegen hatte er also nichts mehr mit dem Prälaten abzumachen, aber doch führten ihn jetzt ähnliche Veranlassungen wie sonst zu ihm. Ihn beseelte der Wunsch, zwischen beiden Confessionen in Schlesien auf der festen Grundlage gegenseitiger Duldung einen dauerhaften Frieden hergestellt zu sehen, und was er dazu beitragen konnte, das that er mit Gewissenhaftigkeit. Der Uebertritt seiner Nichte Charlotte war ihm ein neuer Beweis, wie unermüdlich die Vorkämpfer der katholischen Bekehrung, die sich ja selbst militia Jesu Christi nannten, im Geheimen ihr Werk betrieben, da selbst die Mutter der Prinzessin nichts davon geahnt hatte. Er konnte dem Volke nicht verdenken, wenn es das nicht glauben wollte, und fand die Befürchtung, daß es den Jesuiten, welche bei der Herzogin Zutritt hatten, gelingen werde, sie selbst und zuletzt wohl gar den jungen Prinzen dem protestantischen Glauben abwendig zu machen, nicht unberechtigt. Auch die Gespräche mit dem Pfarrer Gottwalt hatten den Grafen mit Besorgniß erfüllt. Wenn auch keine offenbaren Gewaltthaten, wie zur Zeit der Liechtensteiner Dragonerbekehrung, vorfielen, und der

Kaiser, wie man anerkennen mußte, bei Streitfragen zwischen beiden Religionspartheien immer im Sinne des Friedens und der Gerechtigkeit entschied, so konnte ein allmäliges, kaum bemerkbares Vorschreiten zur Ausrottung des Protestantismus um so gefährlicher werden. Der Graf von der Liegnitz benutzte daher die Gelegenheit, die sich ihm bot, dem Bischofe, der ihm stets mit großer Achtung entgegenkam und freundlich gesinnt war, offen seine Wahrnehmungen vorzutragen und die Aufrechthaltung der Verträge, christlichen Friedens willen, an das Herz zu legen. Aber der Bischof, nachdem er ihn aufmerksam und wohlwollend angehört hatte, stellte es in Abrede, daß Bedrückungen vorgefallen, verwahrte sich dagegen, daß Anlässe zu berechtigten Klagen mit seinem Wissen und Willen gegeben worden, und berief sich darauf, daß dem Kaiser Schlesien am Herzen liege wie seine anderen Lande, und er, als Oberlandeshauptmann, sei sich bewußt, zur Aufrechthaltung des Friedens seine Pflicht stets gethan zu haben. Die Herzogin von Holstein sei aus inniger Ueberzeugung, nachdem sie die Lehren der katholischen Kirche durch Umgang mit wahren Gläubigen kennen und verstehen gelernt, zu derselben zurückgekehrt und habe diesen Schritt ihrer Mutter geheim halten müssen, weil

sie sonst daran verhindert worden wäre; die Herzogin sei auch schon mit ihr ausgesöhnt —

„Ja, ausgesöhnt!“ wiederholte der Bischof, als er in dem überraschten Blicke des Grafen las, daß dieser noch nichts von der Versöhnung wußte. „Und Ihr könnt ermessen, daß der Schritt der Frau Herzogin nicht die allgemeine Mißbilligung ihrer früheren Glaubensgenossen gefunden hat, wenn ich Euch sage, daß ein kursächsischer Abgesandter, Herr von Haugwitz, das schöne Werk der Versöhnung zu Stande gebracht. Bedenkt, Kursachsen, das lutherische Haus! Die Lutheraner stehen viel schroffer gegen unsere Kirche als die Calvinisten, zu denen sich das Haus Brieg bekennt. Frieden, lieber Herr Graf,“ setzte der Kirchenfürst lächelnd hinzu, „wäre vor Allem unter Euch zu wünschen, wenn uns auch Eure inneren Händel nichts angehen.“

Der Graf konnte nicht viel darauf erwiedern. Gottwalt hatte schon Recht: der theologische Hader unter den beiden protestantischen Confessionen gab den Katholischen, welche keinerlei subjective Auslegung der einigen unfehlbaren Lehre ihres Glaubens duldeten, scharfe Waffen in die Hand. Augustus ließ sich nicht auf Erörterungen ein, welche der Bischof, der ein kampfgerechter Theolog war,

mit seinem feinen Lächeln herauszufordern schien. Er mußte die Thatsache, die ihm der Prälat mitgetheilt hatte, als verbürgt annehmen, und konnte sie auch nicht tadeln, denn er hatte ja selbst zur Versöhnung gerathen. Unbegreiflich blieb ihm nur, wie gerade Kurfürst Johann Georg von Sachsen, der ein so eifriger Lutheraner war, sich zur Vermittelung entschlossen hätte. Wenn Augustus damals geahnt hätte, daß kaum fünfundzwanzig Jahre später ein Sproß dieses Hauses, das der Vorkämpfer des Protestantismus war, ein Nachfolger Friedrich's des Weisen und Johann Friedrich's des Beständigen, um der polnischen Königskrone willen von dem Bekenntniß seiner Ahnen abfallen und damit die ganze Albertinische Linie des Hauses Wettin demselben auf immerdar abwendig machen würde!

Graf Liegnitz hatte sich großen Hoffnungen nicht hingegeben, daß seine Vorstellungen beim Bischofe eine nachhaltige Wirkung haben würden, aber sein Zweck war doch erreicht. Der Bischof wußte, daß die Unbilden, die er vielleicht duldete, nöthigenfalls vor den Thron des Kaisers gebracht werden könnten. Augustus besprach sich über den Gegenstand noch mit anderen bedeutenden Männern in Breslau, vorzüglich mit Kaspar von

Lohenstein, der, auch aus „dem Briege" gebürtig und, wenige Jahre jünger als Graf Liegnitz, jetzt Protosyndikus von Breslau war. Lohenstein hatte seinen Namen durch seine Dichtungen in ganz Deutschland bekannt gemacht, er hatte den Titel eines kaiserlichen Raths erhalten, aber ein treuer Schlesier, und insbesondere dem Hause Brieg zugethan, war er geblieben. Das sollte er wiederum bald bei einem freudigen und kurz darauf bei einem nur zu tieftraurigen Anlaß beweisen. —

Mit Lohenstein berieth sich Graf Liegnitz außerdem noch über einen Schritt, der vielleicht im Interesse des Landes rathsam sein werde, aber vor der Hand sehr vorsichtig zu behandeln war. Es widerstrebte zwar seinem Charakter, etwas geheim zu halten, das er für das Heil des Ganzen als geboten ansah, und seine Schwägerin Luise, die ihm doch bei aller Eifersucht auf ihre Autorität ihr Zutrauen geschenkt, konnte wohl in einem solchen Falle Offenheit von ihm erwarten — es war wie eine Ahnung gewesen, daß sie gegen ihn von einer Verständigung der Räthe ohne ihr Vorwissen gesprochen hatte. Damals war ihm die Nothwendigkeit des Schrittes, den er heute mit Lohenstein vertraulich berieth, noch nicht so einleuchtend erschienen, und er hatte Luisen, als sie

ihr Mißtrauen äußerte, frei in's Auge schauen können. Es war ihm drückend, daß sie nun doch Recht hatte, aber er mußte dies Gefühl zum Schweigen bringen; Offenheit wäre in diesem Falle verderblich gewesen, sie hätte sogleich Gegenschritte hervorgerufen und die Durchführung, die ihm immer nothwendiger erschien, unmöglich gemacht. Lohenstein erfaßte die Idee mit Eifer und gab ihr seine volle Zustimmung.

Als Augustus die höheren Interessen, die ihn bewegten, so weit verfolgt hatte, wie es ihm möglich war, lebte er noch einige Zeit still in Breslau mit Arbeiten beschäftigt, in welche selbst diejenigen, von denen er dabei Auskunft oder Unterstützung suchte, keine rechte Einsicht erhielten. Nur sein Freund Gottwalt war durch eine frühere Aeußerung auf den Gedanken gekommen, daß Liegnitz an einer Geschichte seines Hauses arbeite; er hatte ihn einmal danach gefragt und nur eine ausweichende Antwort erhalten. Augustus von der Liegnitz, wie der Pfarrer auch schon seiner Frau gesagt hatte, war der Mann nicht, sich zweimal fragen zu lassen, wenn er nicht gewillt war, gleich das erste Mal Bescheid zu geben. In Breslau hielt man seine Studien für ein Sam-

meln von politischem Rüstzeug für gewisse Fälle, die noch im Dunkel der Zukunft verborgen lagen.

Der Winter war unterdessen eingetreten. Ein anhaltender Schneefall hatte die weiten Ebenen Schlesiens eingedeckt, als der Graf die Hauptstadt verließ. Er hielt es für nöthig, zuerst in Brieg die Herzogin und seinen Neffen zu sehen, ehe er nach Prieborn ging. In Brieg, wo er, unerwartet angekommen, sich bei der Herzogin melden ließ, fand er diese in der glücklichsten Stimmung. Durch die Versöhnung, welche sie ihrer Tochter zugestanden hatte, war eine schwere Last von ihrem Herzen genommen. Sie sprach mit ihrem Schwager davon und wußte den Kurfürsten von Sachsen nicht genug zu loben, daß er die Aussöhnung vermittelt hatte, dann deutete sie darauf hin, daß es in mancher fürstlichen und gräflichen Familie protestantische und katholische Zweige oder Personen gebe, welche in Eintracht mit einander lebten. Augustus gab ihr Recht, daß sie die Tochter, welche ihre Verzeihung gesucht, nicht zurückgestoßen habe. Luise kam nun auf ihren Sohn zu sprechen, und ihre Augen strahlten, denn sie konnte nur mit mütterlichem Stolze von ihm reden, — welche Fortschritte hatte er in der letzten Zeit gemacht! Sie hatte alle Mühe, die

Schmeichelei von ihm fern zu halten, die ihm schon jetzt einen herrlichen Beinamen geben wollte. Der junge Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau, oder, wie er es lieber hörte, Herzog in Schlesien, versprach wirklich in Zukunft das Ideal eines Mannes zu werden. Die Regentin gab ihrem Schwager eine Abhandlung, welche Herr Bohne, der Hofmeister, dem Prinzen zu seinem vierzehnten Geburtstage, am 29. September, überreicht hatte; diese enthielt den Inbegriff der Bestimmung eines christlichen Fürsten, und der Graf nahm sie mit sich, um sie zu Hause aufmerksam zu lesen. Er bedauerte, seinen Neffen heute nicht begrüßen zu können, aber dieser war mit vielen Herren zu einer großen Jagd auf dem andern Oderufer, und kehrte wahrscheinlich erst spät zurück.

Endlich berührte die Herzogin noch einige Regierungsangelegenheiten, und fragte für getroffene Maßregeln um seine Ansicht, für künftige um seinen Rath. Er konnte, was sie angeordnet hatte, nur als höchst verständig billigen. In dieser kleinen zarten Frau lebte ein kräftiger Geist, und nur ihre Herzensgüte riß sie zuweilen hin und gab fremder Selbstsucht willkommene Gelegenheit, dieselbe zu mißbrauchen. Ehe sie den Schwager scheiden ließ, zeigte sie ihm noch in frauenhafter

Freude an ihrem Werke, was sie in letzter Zeit zur Verschönerung des Schlosses gethan hatte. Mehrere große Erker waren ausgebrochen, um die Unregelmäßigkeit der alten Fenster zu beseitigen. Die Front nach der Stadt hatte eine breite Gallerie bekommen, von welcher sich der ganze Lustgarten überschauen ließ, der jetzt freilich im Schnee nicht zu betreten war. Gern hätte sie ihm noch im andern Garten die Erweiterung der Anlagen ihres verstorbenen Gemahls und das im ganzen Fürstenthum besprochene neue Vogelhaus, die Freude ihres Sohnes, gezeigt. Sie zog schon das marderbesetzte Mäntelchen, das sie über dem Hauskleide trug, fester an sich und wollte sich das Kopftuch zum Häubchen geben lassen, aber Augustus erinnerte sie lächelnd an die strenge Kälte, und sie stand davon ab. Der Einwand weckte ihre Sorgen um den Sohn, ob der sich auf der Jagd nicht schaden könne; „indessen," sagte sie gleich, „beim Tanz kann man sich auch schaden, und überall, wenn es Bestimmung ist: Bestimmung ist doch Alles auf Erden." Augustus wußte, worauf sie mit diesem Trost zielte.

Zum Abschied fragte sie noch, wie er seine Frau gefunden habe, und als sie hörte, daß er erst von hier nach Prieborn gehen werde, drohte

sie ihm mit dem Finger. „Das würde ich in der Gräfin Stelle sehr übel nehmen!" sagte sie. „Zum Glück hat Charlotte eine gute Gesellschafterin: — Isaure d'Ardon ist ein schönes und liebenswürdiges Mädchen." Von der Werbung um die Ardon, die ihr doch wahrscheinlich bekannt war, sagte sie nichts, und der Graf hatte keine Lust, danach zu fragen.

Er wollte Brieg nicht verlassen, ohne seinen Neffen zu sehen, der, spät von der Jagd heimgekehrt, wahrscheinlich bis in den Tag hinein ausschlief, und wurde daher angenehm überrascht, als der Erbprinz schon am frühen Morgen unangemeldet bei ihm eintrat. Wilhelm hatte sich in den wenigen Monaten, seit ihn der Oheim nicht gesehen hatte, auch im Aeußern mehr entwickelt, als man trotz seiner bisherigen Anlage erwarten konnte, er war das Bild der kräftigsten Gesundheit. Mit großem Eifer fragte er nach Allem, was Augustus erlebt und gesehen hatte. Er ließ sich vom Kriege erzählen, von seiner Reise, von Berlin. Hier war es der Kurfürst, sein Pathe, für den er eine bewundernde Verehrung hegte; die Kurfürstin, bei all' ihrer Freundlichkeit für den jungen Piasten, hatte es weniger verstanden, dessen Herz zu gewinnen. Dagegen wallte es ihm warm

auf, als er nach dem Kurprinzen fragte und der Oheim ihm berichtete, wie herzlich Karl Emil von ihm gesprochen hatte. Auch was er durch diesen von dem Gerede der Berliner gehört, welche die Prinzen zwei junge Adler, zum Ausfliegen bereit, genannt hatten, interessirte ihn.

Da wurden plötzlich, wie der Erbprinz zuweilen von aufblitzenden Gedanken erfaßt wurde, Georg Wilhelm's Augen feucht, er ergriff die Hand seines Oheims, sah ihn liebevoll an und sagte: „Onkel Augustus, wir hätten drei junge Adler sein können, treu vereint!"

Augustus verstand ihn, der Knabe hatte zu seinem verstorbenen Vetter die innigste Liebe gehabt und um seinen Tod so bitter und so oft geweint! Er drückte ihm die Hand und erwiederte ernst und mild: „Der dritte Adler hat seinen Flug vollendet!"

8.

Isaura von Ardon.

Im Schlosse zu Prieborn wurden auf Befehl der Gräfin Charlotte große Anstalten zum Empfange des Herrn getroffen, der endlich seinen bleibenden Aufenthalt hier nehmen wollte. Er liebte dergleichen Aufsehen nicht, sie wußte das, und hatte es sogar gegen Isaura geäußert, auf deren Frage, warum sie es dennoch veranstalte, jedoch ruhig erwiedert: „Der Leute wegen! Der Graf kommt aus dem Kriege, da schickt es sich nicht anders! Er muß es sich schon einmal gefallen lassen.“

Auch für ihre Person hatte sie ungewöhnliche Anstrengungen gemacht, um ihren Gemahl möglichste Ehre zu erweisen, selbst auf Kosten ihrer Bequemlichkeit — er konnte das sehr hoch aufnehmen.

Sie hatte schon Befehl gegeben, aus der reichen Ausstattung, die sie bei ihrer Verheirathung bekommen hatte, eins ihrer Staatskleider hervorzusuchen. Es war ein Prachtstück nach Pariser Mode, wie sie damals gewesen war. In Frankreich hatte die junge Königin vor dreizehn Jahren die Mode, die etwas eingeschlafen war, wieder in neuen Schwung gebracht, dieselbe hatte seitdem vielfach gewechselt, vielleicht mochte jener Schwung zu stark gewesen sein. Man ahmte in Deutschland die fremden Moden nur zu eifrig nach; keine noch so scharfe Predigt von der Kanzel, keine beißende Satyre deutscher Dichter konnte diese Nachäffung hemmen — und kann es noch heute nicht! Charlotte von Nassau-Dillenburg aber hatte sich fern davon gehalten, nicht aus Grundsatz, sondern aus natürlicher Indolenz. Ihre Kleider waren der Mode nicht gefolgt, nicht geändert worden. So war die schwere meergrüne Robe mit den blaßgelben Bauschen, die den Stoff vorn getheilt zurücknahmen, damit ein Unterkleid von rother Seide mit Silberblumen sichtbar werde, zwar sehr schön, aber auch sehr altfränkisch, und nur die kurzen, mit kostbaren Spitzen besetzten Aermel würden, als wiederum mustergültig, vor den Augen einer Weltdame in den Gemächern des Louvre noch

Gnade gefunden, die vollen weißen Arme, welche sie schmücken sollten, vielleicht sogar Neid erregt haben. Fräulein Ardon, als sie den Staat ausgebreitet vor sich sah, mußte immer an ihre vorige Herrin, die Herzogin von Holstein, denken, wie ausgelassen würde diese über den großartigen Aufputz ihrer Tante gelacht haben!

Es kam aber nicht zu der Entfaltung all' jener Pracht. Die Schuljugend war umsonst eingeübt, die feierliche Einholung, die Begrüßungsrede, die Freudenschüsse, die Illumination — Alles mußte unterbleiben — denn der Graf kam schon am Abend vor dem Tage, an welchem er erwartet worden war, unvermuthet an.

„Wie kann man den Leuten so den Spaß verderben!" sagte die Gräfin, als ihr die Ankunft gemeldet wurde. Ihre Zügen belebten sich aber doch mit einem freudigen Ausdruck, ein höheres Roth färbte ihre Wangen, und Isaura blickte ihr befremdet nach, als sie mit raschem Gange, der ihr sonst nicht eigen war, dem Gemahl bis in das Vorzimmer entgegen=eilte. Man hätte den Blick der Schweizerin feindlich nennen können. Mißgönnte sie dem Grafen diesen freundlichen Empfang, oder welche Ursache hatte sie sonst? Sie entfernte sich durch eine der inneren Thüren, um

das gewiß sehr zärtliche Wiedersehen des Ehepaars und ihr Liebesgeplauder nicht zu stören. In ihrem Zimmer schloß sie sich dann hastig ein.

Augustus fühlte sich wirklich zum ersten Male von dem warmen Hauche der Liebe angeweht, die seine Frau doch im Herzen trug, wenn sie auch äußerlich nach ihrer Weise wenig davon zeigte. Es that ihm unendlich wohl, und er war auch herzlicher und mittheilender gegen sie als sonst. Sie hatte ihn sich entfremdet durch ihre Gleichgültigkeit, ihren Mangel an Verständniß und an Interesse für Alles, was seinen Geist in Anspruch nahm, besonders aber durch ihre scheinbar geringe Theilnahme bei dem traurigen Verluste seines Sohnes: er hatte es Unempfindlichkeit genannt. Wie war sie heute so ganz anders! Sollte er seinerseits ihren Werth nicht erkannt, sie schonungslos nach ihrer kalten Außenseite beurtheilt haben? Aber die gehobene Stimmung, die ihn an Charlotten erfreut hatte, überlebte den ersten Abend nicht. Er war ja nun wieder da, hatte im Kriege keinen Schaden genommen, Alles konnte wieder seinen ruhigen Gang gehen. Charlottens Augen verloren bald den ungewohnten Strahl, der sie belebt hatte, ihr Gesicht fand den behaglichen Ausdruck des Gleichmuths wieder, den so leicht nichts

zu stören vermochte; sie gähnte zur richtigen Zeit, als der Zeiger der Uhr auf Neun rückte. Hier konnte sich nichts ändern!

Am folgenden Morgen schon zu früher Stunde empfing der Schloßherr alle seine Beamten. Er trug ihnen auf, der Gemeinde seinen Dank für die gute Absicht auszudrücken, ihm ihre Anhänglichkeit durch besondere Anstalten zu seinem Empfange zu beweisen — hätte er das geahnt, so würde er sie gern entgegen genommen und seine Ankunft bis heute verschoben haben. Es thue ihm leid darum, er ließ den Leuten das ausdrücklich sagen. Nachträglich habe es keinen Sinn mehr, Alles noch ausführen zu lassen: es werde sich schon eine andere Gelegenheit dazu finden, vielleicht die Ankunft ihres künftigen Landesherrn, des Erbprinzen Wilhelm, der ihm seinen baldigen Besuch in Prieborn versprochen habe. Er gab dann Befehl, auch die anderen Gemeinden der Herrschaft von seinem Eintreffen zu benachrichtigen, er werde jede einzelne Ortschaft besuchen, wolle aber nirgend eine Feierlichkeit haben, und werde den Einwohnern seinen Dank für den guten Willen selbst aussprechen. Die Beamten mußten ihm dann Bericht, jeder über seine Obliegenheiten, abstatten, und er entließ sie freundlich.

Gleich darauf besichtigte er ohne alle Begleitung die neue Einrichtung des Schlosses. Er war mit Allem wohl zufrieden; er wußte, daß Charlotte Alles angeordnet hatte, und erkannte darin wieder ihren praktischen Sinn, der zu achten war. Eins nur hatte sie nicht so ausgeführt, wie er gewünscht. Er fand seine Bibliothek in einem andern Zimmer, als er dazu bestimmt hatte. Sie war in einem Gemache aufgestellt, das unmittelbar an die von ihm bewohnten Räume stieß: Charlotte mochte sich das bequemer für ihn gedacht und ihn mit dieser Veränderung angenehm zu überraschen gemeint haben. Er nahm sich auch vor, kein Wort gegen die Einrichtung zu äußern, aber er hatte sich jenes höher gelegene Zimmer absichtlich für seine Bibliothek gewählt, weil dasselbe, fern vom Verkehr im Schlosse, vor jeder Störung gesichert lag und er bei seinen Arbeiten und Studiren die Stille liebte. Es war ihm nun interessant zu wissen, welche Bestimmung Charlotte von ihrem Standpunkte aus diesem Zimmer gegeben, oder ob sie es ganz unbenutzt gelassen hatte. Daher stieg er die kleine Treppe hinauf, welche von seinen Gemächern dahin führte. Auch das war ihm lieb gewesen, er hätte stets unbemerkt, wie jetzt, nach seiner Bibliothek gelangen können.

Als er an die Thür kam, fiel ihm ein, ob das Zimmer seiner schönen Aussicht wegen nicht doch bewohnt sei, und er zauderte in diesem Zweifel einen Moment. Aber Alles war still, und er öffnete die Thür, die er unverschlossen fand. Der erste Gegenstand, der ihm beim Eintreten in das Auge fiel, war — ein Betaltar. Auf seiner Platte stand das Crucifix von Ebenholz mit dem Bilde des Gekreuzigten aus weißem Marmor, unter demselben lag ein kleines Buch mit Goldschnitt, auf der untersten Stufe des Altars ein Kissen von verblichenem Purpursammet, eingedrückt und abgenutzt durch häufige Kniebeugung. Und während er noch stand und diesen katholischen Betaltar in seinem Hause betrachtete, der ihm eigenthümliche Gefühle, kaum vereinbar mit seiner protestantischen Strenge, weckte, trat aus einer andern, nur angelehnten Thür, die, wie er wußte, nach einem kleineren Gemach führte, ein junges Mädchen, von dem Geräusch seines Eintritts aufmerksam gemacht. Er war nicht einen Moment zweifelhaft gewesen, wem der Betaltar gehöre, und wem das Zimmer folglich von seiner Gemahlin angewiesen sei, Isaura von Ardon stand vor ihm.

Als sie den Gemahl ihrer Herrin sah, erbleichte sie, aber ihr Auge leuchtete mit einem wunder=

baren Glanze auf; nur einen Moment traf es ihn, dann senkte sie es schnell und verneigte sich tief. Er war bei der Erscheinung Isaura's unzufrieden mit sich selbst, daß er nicht auf der Schwelle beim ersten Blick in das Zimmer sogleich umgekehrt war und — daß er sein Hiersein vor diesem jungen Mädchen rechtfertigen mußte!

Mit halb erzwungener Leichtigkeit erklärte er ihr, was ihn hieher geführt, und daß er natürlich nicht gewußt habe, sie in diesem Zimmer zu finden — er bat sie, des Ueberfalls wegen nicht böse zu sein.

„Werdet auch Ihr, gnädiger Herr, mir gestatten —" sagte sie mit demüthigem Tone, als er sich schon zum Gehen gewandt, und sie stockte. Er bat sie, ihren Wunsch auszusprechen.

„Die Frau Gräfin," sagte sie, „hat mir erlaubt, meine Andachten nach dem Gebrauch unserer Kirche auch hier zu üben — gestattet Ihr, gnädiger Herr, mir das auch?" Sie hob ihr Auge zu ihm auf, es begegnete dem seinigen, verschwand aber sogleich wieder unter den weißen Lidern, deren lange schwarze Wimpern sich auf die noch immer bleichen Wangen legten — ihre Lippen zitterten.

„Was sollte ich dagegen haben?" erwiederte er.

„Das Kreuz ist das Zeichen des Heils für alle Christen und bringt dem Hause Segen, in welchem es geehrt wird. Wenn unsere Kirche die Andacht im stillen Kämmerlein auch nicht an Formen bindet, wie sollte ich Euch in Euren frommen Gebräuchen hindern?"

Ein Lächeln verklärte ihre Züge, die Farbe, welche unter dem Eindrucke des Moments aus ihren Wangen gewichen war, kehrte zurück und wurde zu lichtem Purpur, als sie ihn dankbar anschaute.

Er verließ sie, und in dem Gange draußen, auf den Stufen der Treppe trat er fest auf: er wünschte fast, daß ihm Jemand begegnen möge, er hatte keinen Grund, seine Wege zu verheimlichen. Aber Alles blieb still und einsam auf dieser Seite des Schlosses, und es lag in seinem Belieben, wie in dem des Fräuleins von Ardon, ob sie dies zufällige und seltsame Zusammentreffen erzählen wollten.

Isaura stand noch eine Weile, nachdem der Graf sie verlassen hatte, regungslos in der Mitte des Zimmers, wo sie ihm genaht war. Ihre Augen waren auf den Boden geheftet, sie hatte noch dieselbe Haltung, wie sie nach Gewährung ihrer Bitte vor dem Schloßherrn gestanden, die Hand, die sie

dankbar zum Herzen erhoben hatte, preßte sich fester und fester auf den stürmenden Busen. Plötzlich blickte sie, wie aus einem Traume erwachend, empor, ihr Auge fiel auf das Bild des Heilandes; mit raschen Schritten eilte sie zu dem Altar, den sie sich hatte aufstellen dürfen, und senkte ihre Kniee auf das verblichene Purpurkissen, das sie von ihrer Mutter geerbt, wie jenes schöne Crucifix, ein Meisterwerk aus Rom, und das Meßbuch mit den künstlerisch gemalten Initialen. Isaura drückte ihre Stirn auf die kalte Stufe des Altars und betete so inbrünstig, wie sie vielleicht in ihrem Leben noch nicht gebetet hatte.

Dann erhob sie sich, ging zu ihrem Tische, nahm aus dessen verschlossenem Fache einen Brief und entfaltete ihn, um ihn nochmals zu lesen. Aus ihren Zügen verschwand die Weichheit, welche das Gebet in ihr zurückgelassen, ihr Mund zeigte schon wieder die scharfen Linien des stolzen Lächelns, das in diesem Moment sogar etwas Verächtliches hatte, und als sie aufblickte, hätte ein Beobachter den gleichen Ausdruck in ihren schwarzen Augen lesen können. Wem galt derselbe? Sie schaute sich nach dem kleinen Kamin um, wo das Feuer, das sie nicht genährt hatte, im Erlöschen war. Rasch ging sie, die Glut von Neuem

anzufachen, und als die Flamme lustig wieder prasselte, warf sie den Brief hinein.

„Antwort?“ hauchte es von ihren Lippen. „Ihr sollt sie haben.“ —

Der Graf suchte seine Gemahlin im Wohnzimmer auf. Er fand sie beim Frühstück, das sie mit großem Behagen und, wie man ihr zugestehen mußte, mit einer besonders appetitlichen Manier verzehrte. Augustus wunderte sich, daß ihr Fräulein nicht, wie früher die Rosel, ihr dabei Gesellschaft leisten mußte: die Schweizerin schien sich überhaupt eine ganz andere Stellung im Hause geschaffen zu haben, als die stille, demüthige Schlesierin. Er setzte sich zu seiner Frau, lobte die neue Einrichtung des Schlosses und dankte ihr dafür, dann erzählte er, daß er durch Zufall in das Zimmer des Fräuleins von Ardon gerathen sei.

Charlotte lachte und sprach: „Ihr habt Euch vielleicht gewundert, daß ich ihr die Stube gegeben habe. Sie gefiel ihr so schön mit der Aussicht und dem hübschen kleinen Schlafcabinet. Ich wußte recht gut, daß Ihr sie zu Euren Büchern haben wolltet, um da, von aller Menschheit abgeschieden, wie ein Einsiedler zu studiren. Ihr studirt aber schon zu viel und scheidet Euch von den Menschen ab, mehr als Euch gut ist, und es muß doch

viel bequemer sein, wenn Ihr die Bücher gleich in der Nähe habt und nicht erst Treppen zu steigen braucht."

„Gewiß!" erwiederte er, seinem Vorsatze getreu. „Ihr sorgt für mich immer am besten." Das war keine Ironie: in allen äußeren Beziehungen konnte wirklich nicht besser für ihn gesorgt werden, als es von seiner Frau geschah.

„Für Isaure," fuhr sie fort, „ist das Stübchen freilich ein Bissel abgelegen, aber sie fürchtet sich nicht. Ich habe in meinem Leben kein so herzhaftes Mädel gesehen; sie ginge, glaub' ich, um Mitternacht allein auf den Kirchhof."

„Habt Ihr Euch schon an ihre Gesellschaft gewöhnt?" fragte Augustus.

„Sehr! Die Rosel war auch gut und kannte alle Menschen in Brieg, aber Isaure ist munterer: ich muß oft herzlich über sie lachen." — Das war ihm ein fremder Zug in dem Bilde, das er von ihr gewonnen hatte, indessen fragte er nicht weiter. Charlottens Menschenkenntniß war schwach.

„Wenn Ihr so zufrieden mit ihr seid," sagte er, „so würdet Ihr sie wohl ungern wieder verlieren?"

„Ach ja! Sie hat schon einen Antrag. Man kann es Keinem verdenken — wenn ich ein Mann

wäre, verliebte ich mich auch in sie. Sollte es Gottes Wille sein, daß sie heirathet, so wird sich schon wieder eine Andere für mich finden. Es ist ein Herr von Kanitz aus der Mark."

Der Graf erzählte, daß Kanitz sich ihm in Berlin vorgestellt und um Erlaubniß gebeten habe, hieher zu kommen. Sie nickte. — „Ja wohl!" sagte sie. „Er hat auch schon an sie geschrieben. Sie zeigte mir den Brief, wollte aber nicht viel von ihm wissen. Das ist so Jungfernmanier. Wenn er herkommt, wird sich's schon geben."

Ihm schien es nach ihrem ganzen Wesen nicht so, doch hatte in weiblichen Angelegenheiten seine Frau vielleicht ein besseres Urtheil. Er sprach nun von anderen Dingen, von dem Prinzen Wilhelm, der bald einmal nach Prieborn kommen werde, und auch von der Herzogin und ihren neuen Einrichtungen im Schlosse zu Brieg.

„Ja, die Luisel hat immer etwas Neues," sagte Charlotte. „Wißt Ihr, daß sie jetzt auch Geld schlagen läßt?"

Er wußte das. Die Herzoge in Schlesien hatten das Münzrecht stets besessen, und es war nun, um nicht zu verjähren, von der Regentin wieder ausgeübt worden.

„Habt Ihr schon einen von ihren hübschen

Viertelsducaten gesehen?" fragte die Gräfin, und als er das verneinte, holte sie aus ihrem Schranke ein paar kleine Goldmünzen und zeigte sie ihm.

„Das Bild ist häßlich, sagte sie. „Die liebe kleine Luisel ist viel hübscher."

Darin mochte sie Recht haben, sonst war aber die Münze scharf und schön geprägt. Das Brustbild hatte die Umschrift: Luise D. G. Ducissa Silesiae Lign. Breg. et Wolav.; auf der Kehrseite sah man die beiden Wappenschilder des Liegnitz-Briegschen und Anhaltinischen Hauses unter dem Fürstenhut, und ringsum stand: Nata Princeps Anhaltina Comitissa Ascaniae Domina Servestae et Bernburgi, tutelae Gubernatrix. Das letzte Wort las der Graf laut mit einer milden Betonung, es war eine unwillkürliche Kundgebung der Gedanken, welche ihn dabei ergriffen. Luise legte so viel Werth gerade darauf und ihr stand in kürzester Frist vielleicht eine Kränkung bevor, die er bei allem Wohlwollen und aller Achtung nicht von ihr abwenden konnte.

„Wollt Ihr Euch nicht eins aufheben?" fragte die Gräfin, als er ihr die Goldstücke zurückgab. „Sie sind so niedlich und werden vielleicht bald rar werden."

Ohne es zu wissen, hatte sie prophetisch ge-

sprochen. Auch wenn die Herzogin noch Jahre lang die Regentschaft geführt hätte, würden alle ihre Münzen bald selten geworden sein, denn von Wien aus war das kaiserliche Mandat schon unterwegs, das ihr die Ausübung des Münzrechts untersagte. Jeder Regierungsact der schlesischen Herzoge, der einen Rest von Selbstständigkeit zeigte, wurde in Wien mit äußerstem Mißtrauen beobachtet und, wenn es mit einem Schein des Rechts geschehen konnte, beschränkt oder ganz verhindert. Graf Augustus faßte aber die Richtigkeit der Bemerkung seiner Frau in dem Sinne auf, daß es mit der Regenschaft doch bald zu Ende sein werde, und nahm die ihm gebotene Münze an.

Das Leben zu Priebörn gestaltete sich genau wieder zu der Regelmäßigkeit, welche in dem früheren Wohnsitze Kantersdorf geherrscht hatte. Graf Augustus, welcher den größten Theil des Tages von seinen Geschäften und Arbeiten in Anspruch genommen war, kam außer den Tafelstunden nur wenig in die Gesellschaft der Frauen, wenn nicht Besuch aus der Nachbarschaft ihn dazu veranlaßte. Isaura war in Verwirrung gerathen, als sie nach dem Zufall, der ihn in ihr Zimmer geführt hatte, den Grafen zuerst wieder sah. Er sprach aber so ruhig davon, daß ihre Verlegenheit schnell

vorüberging. Sie war dann stets unbefangen in seiner Gegenwart, aber doch schweigsam, wie früher vor seiner Abreise auch, und er konnte kaum begreifen, wie seine Frau habe von ihrer Munterkeit reden können, durch welche sie bis zum herzlichsten Lachen erheitert werde. Jetzt war das allerdings auch nicht mehr der Fall, und die Gräfin gab Isaura, wenn sie mit ihr allein und diese so still war, zuweilen mit gutmüthiger Neckerei Schuld, daß sie wohl schon wirthschaftliche Sorgen um ihre künftige Einrichtung habe. Isaura lehnte die Annahme, welche diesem Scherze zum Grunde lag, zwar immer sehr entschieden ab, aber die Gräfin sagte: „Jungfernmode! Ich hab's auch so gemacht."

Der Freier, nachdem er die Erlaubniß erhalten hatte, in Prieborn zu erscheinen, ließ nicht mehr lange auf sich warten. Auf seinen Brief an das Fräulein von Ardon war ihm zwar noch keine Antwort zugegangen, aber er wollte auch ohne diese die schöne Citadelle, wie Oberst Dünnwald gesagt, mit Sturm nehmen, und sah mit Siegeszuversicht schon die weiße Fahne im Gedanken auf derselben wehen. Eines Tages kam denn ein phantastisch geformter Schlitten, die Pferde prächtig geschmückt mit Federbüschen, bun-

ten Schneedecken und Schellengeläut auf den Hof zu Prieborn gefahren. Isaura, welche von ihrer Herrin an das Fenster geschickt worden war, um zu sehen, wer da komme, erkannte den Mann im reichen Pelze, der hinter dem Kutscher saß. Sie wurde blutroth — dem Grafen, der auch an das Fenster getreten war, entging dieser Wechsel ihrer Farbe nicht, und da er Kanitz erkannte, so schien ihm erklärt, warum sie erröthete. Als sie neulich ihn unerwartet getroffen hatte, war sie erblaßt — das Blut zum Herzen getreten, statt in die Wangen. Damals Schreck, heute Freude! Wie wenig doch vermochte Augustus die Tiefe dieses Herzens zu ergründen!

Herr von Kanitz wurde gemeldet, der Graf ging hinaus, ihn zu empfangen.

„Nun, Kleine?" fragte die Gräfin. „Wird Deine Sprödigkeit Stand halten?"

„Nennt es nicht so, gnädige Gräfin!" erwiederte Isaura mit bewegter Stimme. Es war aber nicht Zeit, sich weiter auszusprechen, der Graf führte den Gast schon herein.

Kanitz hatte den schönen Pelz draußen abgeworfen und erschien in polnischer Kleidung, wie sie Graf Liegnitz trug, und wie sie auch von denen, welche dem Hofe zu Berlin nahe standen,

noch getragen und erst einige Jahre später abgelegt wurde. Die kleidsame Tracht ließ den Wuchs des jungen Mannes vortheilhaft hervortreten, auch sein Wesen gefiel der Gräfin, als er ihr vorgestellt wurde. Vor Isaura verbeugte er sich stumm, aber sein Blick grüßte sie feurig und suchte in dem ihrigen die Antwort, die sie ihm bis jetzt nicht gegeben hatte. Sie vermied jedoch seinen Blick und erwiederte nur die stumme Verneigung.

Die Gräfin in ihrer Gutmüthigkeit hätte nun gern den jungen Leuten, welche gewiß mit Ungeduld der Entscheidung ihres Glücks entgegen sahen, die Sache erleichtert, aber sie wagte es nicht ihrem Gemahl gegenüber, der, als durchschaue er ihren Wunsch, einen ernsten, fast abmahnenden Blick auf sie richtete. Sie lud Kanitz daher nur ein, sich niederzulassen, was vor Damen nach herrschender Sitte den Herren sonst nicht zustand, und auch von Kanitz nicht angenommen wurde. Daß er das leichte Gespräch, das der Graf in Gang brachte, nicht recht aufnahm, und selbst auf ihre Fragen etwas hastig antwortete, konnte sie ihm bei der Aufregung, in der er sich befand, nicht verdenken. Wäre ihr Mann nicht zugegen gewesen, der in gewohnter

ruhiger Weise mit ihm über naheliegende Verhältnisse seiner Verwandten und seiner Heimath sprach, so würde die Unterhaltung wohl in ein höchst ungeschicktes Stocken gerathen sein, da es schon jetzt für die Gräfin Charlotte einer ungewöhnlichen Anstrengung bedurft hatte, nur so viel zu reden.

Känitz wurde aber der Fesseln müde, die ihm durch durch die äußeren Förmlichkeiten auferlegt wurden, er blickte fort und fort, wenn er sein kurzes Wort zum Gespräch gegeben hatte, auf das Fräulein Ardon, das, mit einer feinen Arbeit beschäftigt, ohne aufzuschauen, auf dem niedrigen Tabouret saß, und sein Gesicht färbte sich immer höher. Endlich floß der bis zum Rand gefüllte Becher über.

„Euer Gnaden und auch Ihr, gnädiger Herr, wissen, welcher Grund mich zu der Bitte bewogen hat, mich hier vorstellen zu dürfen —“ Er sah jetzt die licht aufwallende Glut, welche Isaura's Wangen überflog, und fuhr freudiger und kühner fort, als die Gräfin lächelnd ihr Haupt neigte.

„Darf ich in Eurer Gegenwart mein Wort als ehrlicher Mann anbringen? Ich habe dem Fräulein von Ardon geschrieben, und wenn ich auf Euer Gnaden Genehmigung hoffen darf —“

Isaura unterbrach ihn, indem sie roth aufstand und zu der Gräfin mit bebender Stimme sagte: „Wollet mir die Huld erzeigen, gnädige Gräfin, mich zu entlassen und in meinem Namen die Antwort zu geben, wie Ihr sie von mir wißt. Ich kann keine andere geben, so war mir Gott helfe!"

Kanitz sah betroffen auf, er konnte die Rede kaum mißverstehen. Seine Züge spannten sich, seine Augen funkelten. — „Kind! Kind!" sagte die Gräfin, noch immer ungläubig lächelnd. „Wollen wir nicht lieber das Feld räumen für einen Augenblick?" wandte sie sich an ihren Gemahl, der mit unbewegter Miene die Scene beobachtet hatte. „Die jungen Leute können Alles unter sich abmachen."

„Ist es Euch recht, Fräulein Ardon?" fragte der Graf.

„Ja!" rief sie zu seinem Erstaunen mit einem aufflammenden Blicke. Für Kanitz lag wenig Hoffnung darin. Der Graf führte seine Gemahlin, die schon aufgestanden war, in das anstoßende Zimmer. „Es ging doch nicht an," sagte Charlotte, „daß wir die beiden jungen Leutchen zusammen hinausschickten. Die Sache wird bald

in Richtigkeit sein — Ziererei, weiter nichts! Jungfernstolz!"

„Meint Ihr?" erwiederte er.

„Würde sie sonst allein mit ihm bleiben?" entgegnete sie. „Ihm das Nein in's Gesicht sagen?"

„Ihr habt sie mir als das herzhafteste Mädchen geschildert, das sich vor nichts fürchtet," bemerkte er.

„Nun, das ist doch etwas Anderes! Wir werden ja gleich hören."

Sobald Kanitz mit Isaura allein war, ging er rasch auf sie zu und ergriff ihre Hand, die sie ihm ließ. Ihr zürnt mir nicht!" rief er stürmisch. „Ich hätte warten sollen, bis Ihr mir geschrieben, heut' warten, bis sich die Gelegenheit von selbst fand, Euch zu sprechen, wie jetzt — aber ich konnte es nicht!"

„Herr von Kanitz!" sagte sie indem sie ihre Hand aus der seinigen zog und ihr dunkles Auge mit einem bittenden Ausdruck, dem auch der weiche Ton ihrer Stimme entsprach, auf ihn richtete. „Keinen Augenblick darf ich Euch in Zweifel lassen, daß ich Euren Antrag, wie hoch er mich auch ehrt, nicht annehmen kann."

„Isaura!" rief er bestürzt.

„Ich bin es einem Manne von Ehre schuldig, ihn nicht zu täuschen —“

„Das kann Eure Antwort nicht sein!“ unterbrach er sie leidenschaftlich. „Vielleicht hat es Euch beleidigt, daß ich in dieser Weise unsere Zusammenkunft ertrotzte! Ich will ja warten — nehmt Bedenkzeit, so lange Ihr wollt.“

„Es wäre Sünde, wollte ich Euch länger hinhalten,“ erwiederte sie bewegt. „Ich kann meine Antwort niemals ändern, wie sehr mich auch Eure Gesinnung ehrt — seid überzeugt, daß ich nicht anders handeln kann!“

„Ihr habt Euer Herz einem Andern geschenkt!“ rief er auflodernd. „Und ich kenne ihn!“

Sie hatte bei den ersten Worten dieser Rede ihre Hand gleichsam abwehrend erhoben und war erbleicht, bei den letzten blickte sie ihn an, und er hätte in ihren Augen eine schwärmerische Glut bemerken können, welche mehr und mehr an Kraft gewann.

„Wohl Euch,“ sprach sie mit einem räthselhaft feierlichen Tone, „wohl Euch, wenn Ihr Den kennt, dem ich mein Leben geweiht habe.“ Er sah zweifelnd in ihr Antlitz. — „Habt Ihr vergessen, daß ich eine Katholikin bin?“ fragte sie sanft.

„Das weiß ich und habe es nicht vergessen!" erwiederte er, von neuer Hoffnung beseelt. „Ist das Eure Meinung? Findet Ihr darin ein Hinderniß unserer Verbindung? O, gebt diesen Wahn auf! Ihr sollt an meiner Seite ungestört bei Eurem Glauben bleiben, sollt von mir nie ein Wort hören, das Euch darin verletzen könnte, so schwöre ich Euch bei meiner Ehre!"

„Ich zweifle nicht daran — aber mein Leben ist demjenigen geweiht, der auch für Euch gestorben ist zur Vergebung Eurer Schuld! Wohl Euch, wenn Ihr ihn kennt!"

Er erschrak bei diesen Worten, die ihn in einen ihm völlig fremden Gedankenkreis rissen. „Verstehe ich Euch recht?" stammelte er. „Ihr wollt eine Nonne werden?"

„Dem Dienste meines Herrn und Heilandes und Christi alleiniger Kirche habe ich mich geweiht — auf immerdar, unwiderruflich!" antwortete sie, und da er schweigend zu Boden sah, ein schmerzliches Zucken um seinen Mund bebte und der Moment auch auf sie mächtig wirkte, nahm sie, aller Form und Rücksicht vergessend, seine Hand und sagte leise: „Ich werde für Euch beten. Was ich Euch vertraut habe, das sprecht gegen Niemanden aus, ich bitte Euch von Herzen."

Sie wandte sich von ihm ab und verließ das Zimmer. Kanitz faßte sich männlich; in diesem Augenblicke kam kein unlauterer Gedanke in seine Seele. Er ging, dem Grafen und seiner Gemahlin die Entscheidung, die ihm geworden war, mitzutheilen, nur diese, nicht ihren Grund. Sie hatte ihn ja darum gebeten.

Die Gräfin war unzufrieden. Sie glaubte noch immer, es sei dem Mädchen nicht Ernst, und fand daher die Sprödigkeit zu weit getrieben. Wenn Kanitz nun, wie er entschlossen schien, sich ganz zurückzog, so geschah dem kleinen Trotzkopf ganz Recht, und die Reue mußte nachkommen. Augustus enthielt sich jedes Urtheils. Ihm gefiel die würdige Haltung des jungen Mannes, welcher nichts von beleidigter Eigenliebe zeigte und die Hoffnung, welche ihm die Gräfin gab, nicht aufnahm. Mancher Andere würde die Stätte, wo er eine so empfindliche Demüthigung erlitten, sogleich verlassen haben, Kanitz aber glaubte es sich selbst schuldig zu sein, den Tag auszuharren, selbst auf die Gefahr einer peinlichen Wiederbegegnung. Dieser wurde er zwar überhoben, denn Isaura erschien weder bei der Tafel, noch zu der späteren Stunde, wo die Gräfin in ihrem Zimmer Besuch annahm, aber es kostete ihm doch viel Ueberwin=

dung, sich nur einigermaßen in passender Weise zu benehmen, da alle seine Gedanken immer wieder dieselbe Richtung nahmen, und nun sich Zweifel zu ihnen gesellten, ob ihm Isaura auch die Wahrheit gesagt habe. Es konnte ja nur ein Vorwand gewesen sein, um ihn abzufertigen und über den wahren geheimen Grund ihrer Ablehnung zu täuschen. Ihm fiel ein, wie blaß sie geworden war bei seiner Beschuldigung, daß sie ihr Herz einem Andern geschenkt habe. Daß es ein sündhafter Frevel gewesen wäre, auf dies Wort gleich das Vorgeben zu bauen, durch welches sie ihm jede Hoffnung rauben mußte, kam ihm jetzt nicht zum Bewußtsein; er hatte überhaupt für den Ernst und die Feierlichkeit ihrer Rede kein rechtes Verständniß gehabt. Wenn es denn wirklich nur ein Vorwand gewesen war und sie doch einen Andern liebte — wer war dieser Andere? Das alte Mißtrauen, das ihn schon bei seinem Gespräch mit dem Grafen Liegnitz in Berlin überfallen hatte, erwachte von Neuem in ihm, und er mußte doch höflich sein, wenigstens heute noch. Es war ja aber auch möglich, daß Isaura wirklich bei all' ihrer Schönheit den thörichten Entschluß gefaßt hatte, in's Kloster zu gehen. Dadurch wäre sie immer noch nicht gezwungen ge-

wesen, ihn abzuweisen. Noch war sie ja nicht Nonne, und so viel er von katholischen Dingen wußte, konnte Eine, die das Klostergelübde noch nicht abgelegt hatte, noch im ersten Jahre wieder austreten und heirathen, wenn sie Lust hatte. Wenn also kein anderer Grund sie hinderte, ihm das Jawort zu geben, so hätte sie ihren Entschluß leicht ändern können. Zweierlei war also nur möglich: entweder er gefiel ihr nicht, oder sie hatte schon einen Andern. Das Erstere, wenn sie ganz frei gewesen wäre, erschien ihm nicht recht glaublich — so eitel war er doch! Also kam er immer wieder auf den letzten Gedanken zurück und nahm sich vor, nicht zu ruhen, bis er seinen Nebenbuhler entdeckt habe.

Als er aufbrechen wollte, bot ihm der Graf gastfreundlich ein Nachtlager an, er lehnte es jedoch ab. Die Gräfin sagte ihm, daß er seine Sache nicht verloren geben solle, sie werde dieselbe bei dem Fräulein führen; er dankte ihr für die wohlwollende Absicht, bat sie aber, nichts für ihn zu thun, da er fest überzeugt sei, nichts mehr hoffen zu dürfen. Der Graf hatte nur in ganz allgemeinen Redensarten sein Bedauern ausgesprochen, und dies in Kanitz eher eine gereizte Stimmung geweckt, als daß es ihm wohlthuend gewesen wäre.

Er sprach den Grafen, wie er ihn heute kennen gelernt zu haben glaubte, zwar zuletzt von dem Verdachte frei, den er gegen ihn gehegt hatte, aber bei seiner offenbaren Zurückhaltung in der Sache bereute Kanitz doch, ihn um seine Fürsprache gebeten zu haben. Ein sträfliches Interesse an Isaura's Verbleiben in seinem Hause hatte der Graf gewiß nicht. Dieser gestrenge Herr konnte wohl durch weiblichen Liebreiz nicht mehr erwärmt oder gar auf Abwege verlockt werden, sondern ließ sich in kalter Pflichttreue an seiner eben so kalten ehelichen Gesponsin genügen.

9.
In Schleier gehüllt.

„Ich bin böse auf Dich, Kind. Du treibst es zu arg. Daß ein Mädchen nicht gleich einschlägt, läßt man sich gefallen; wenn's aber einmal so weit gekommen ist, muß der Spaß ein Ende haben."

„Es thut mir innig weh, gnädige Frau Gräfin, wenn ich mir Euren Unwillen zugezogen habe. Meine Schuld ist es nicht, daß es so weit gekommen ist. Ich habe Herrn von Kanitz nicht durch das kleinste Zeichen aufgemuntert, und hätte seinen Brief beantwortet, wenn er mir Zeit gelassen hätte."

„Was hast Du aber an ihm auszusetzen? Zehn Andere würden sich nicht lange besinnen."

„Ich habe kein Recht, über ihn zu urtheilen.

Er ist gewiß ein Mann von Herz und Geist, ich will es glauben —"

„Und sehr hübsch! Warum also?"

„Ich — kann ihn nimmermehr glücklich machen. Wenn er wirklich für mich eine mehr als vorübergehende Neigung gefaßt hat, so verdient er nicht, daß sie mit einer Lüge vergolten wird. Ich kann ihm mein Herz nicht schenken."

„O das findet sich, Kleine. Ich fühlte auch keine besondere Neigung zu meinem jetzigen Manne. Er ist der Onkel meiner Schwägerin Dorothee, das heißt, der verstorbene Herzog von Brieg, Dorotheens Vater, war der Stiefbruder meines Mannes. Verstehst Du? Zuerst gefiel er mir gar nicht, er ist doch auch viel älter als ich. Als mir aber meine Schwägerin zuredete — sie hat ihn sehr lieb und hat ihn auch auf den Gedanken gebracht, mich zu heirathen — und als auch mein Bruder Heinrich mir zuredete, da zierte ich mich nicht so lange wie Du. Ich bin ihm auch bald herzlich gut geworden und habe einen braven Mann an ihm."

Isaura's Augen ruhten prüfend auf der Gräfin, als sie das mit dem vollkommensten Gleichmuthe sagte und dabei ihr Spinnrad gemüthlich fortschnurren ließ. O ja, herzlich gut mochte sie dem

Grafen, ihrem Gemahl, sein, aber Liebe, echte Liebe, des Lebens höchste Seligkeit und tiefstes Weh, fühlte sie nicht für ihn. — Der Faden war ihr eben gerissen, und über der Beschäftigung, ihn wieder anzuknüpfen, verstummte ihre heute ganz ungewöhnliche Beredsamkeit. Isaura antwortete nichts.

„Siehst Du! Das war zu fein gesponnen und darum zerrissen!" fuhr die Gräfin fort, als sich das Rad wieder drehte. „Es läßt sich Alles wieder anknüpfen. Für ganz abgerissen wird er das Verhältniß mit Dir nicht ansehen, da er so verliebt in Dich ist."

„Gnädigste Gräfin, ein Verhältniß hat zwischen uns niemals bestanden," erwiederte jetzt Isaura in zunehmender Bestimmtheit. „Ich habe ihm kein Recht gegeben, an mich mit einer — so beleidigenden Zuversicht zu schreiben. Findet er sich getäuscht, so ist es seine eigene Schuld. Ich habe den Brief in's Feuer geworfen."

„Mädel, Du wirst ja ganz heftig!" sagte die Gräfin verwundert, aber nicht unwillig.

Isaura mäßigte sich sogleich und sprach mit erzwungener Demuth: „Verzeihen mir Eure Gnaden! Ein armes Mädchen, das Niemanden mehr in der Welt hat, der es in Ehren hält, kann sich

wohl gekränkt fühlen, wenn es von einem fremden Mann so geringschätzig behandelt wird, als müsse es gleich überglücklich sein und die gebotene Gnade mit Handkuß annehmen."

„Du bist eine wunderliche kleine Hexe! Geringschätzig behandelt, wenn er Dich heirathen will? Und hast Du denn Niemanden mehr in der Welt? Bin ich nicht da, die Dir gut ist? Und hält Dich Augustus nicht in Ehren? Du kennst ihn schlecht!"

Isaura neigte sich rasch, daß die Gräfin den Ausdruck ihres Gesichts nicht sehen konnte, auf die Hand, die ihr gereicht wurde, und küßte sie mit Heftigkeit. Eine heiße Thräne fiel darauf, und die Gräfin zog das Mädchen nun mitleidig an ihre Brust. — „Sei nur still, Herzel!" sagte sie. „Weine nicht! Du bleibst bei mir. Wenn Du so darüber denkst, will ich Dir nicht mehr zureden. Augustus soll ihm sagen, daß er sich keine Hoffnungen weiter zu machen hat. Er wird ihn morgen in Brieg sehen."

„Ich bitte Euch, den Herrn Grafen nicht dazu zu veranlassen," sprach Isaura, sich schnell aufrichtend. „Nach unserem Gespräch ist es nicht möglich, daß Herr von Kanitz noch an eine Aenderung meines Entschlusses glauben kann. Er weiß Alles,

er muß die feste Ueberzeugung gewonnen haben, daß ich nicht von dem Wege abweichen darf, der mir vorgezeichnet ist."

„Vorgezeichnet?" wiederholte die Gräfin. „Was heißt das?"

Isaura zuckte — hatte sie dies Wort gesagt? Es war ihr in der tiefen Bewegung, welche sie aus mehr als einer Ursache durchzitterte, unwillkürlich von der Lippe geflossen. „Ich meine," antwortete sie stockend — „daß ich meinen Weg mir selbst vorgenommen habe, daß ich — niemals einem Manne meine Hand schenken werde, weder ihm, noch einem Andern — das steht so fest," setzte sie mit großer Energie hinzu, „wie das Firmament des Himmels!"

„O, o! Verschwöre Dich nicht!" sagte die Gräfin, über ihre Aufregung erstaunt. „Wie alt bist Du denn? So hat schon Manche in Deinen Jahren gesagt, und wenn später der Rechte kam, war Alles vergessen. Kanitz ist der Rechte noch nicht — oder hat sich der Rechte bei Dir etwa schon eingefunden, und Du denkst, daß nichts daraus werden kann?"

Isaura erbleichte und wandte sich ab. „Ihr thut mir weh!" flüsterte sie.

„Gut, gut, Herzel, ich will Dich nicht quälen.

Wenn Du es nicht wünschest, werde ich dem Grafen nichts sagen. Er weiß auch immer selbst am besten, wie er eine Sache anzufassen hat."

Damit ließ sie das Gespräch fallen, daß sie ohnehin sehr aus ihrer Ruhe gebracht hatte, und es war wohl natürlich, daß Beide nun lange schweigend bei einander saßen, jede mit ihrer Arbeit und ihren Gedanken beschäftigt. Die Gräfin hatte wirklich Isaura von Ardon schon recht lieb gewonnen, und es that ihr leid, daß sie sich über etwas gekränkt fühlte, was zehn Andere, wie sie gesagt, sehr glücklich gemacht haben würde. Das wunderliche Mädchen hatte seine ganz aparte Weise. Mit dem Rechten war es wohl bei ihr noch nichts, sie war ja auch ganz empfindlich geworden, als davon die Rede gewesen war. Nun, der Rechte fand sich wohl noch. Wie hätte es zugehen sollen, wenn die Kleine bei ihrem warmen Herzen und ihren lebhaften Gefühlen zeitlebens gleichgültig gegen alle Männer bliebe! Das mußte gerade einmal eine recht heiße Liebe geben, wenn nur erst ihre Stunde kam.

Wie die Gräfin angedeutet hatte, war Herr von Kanitz nach Brieg gefahren. Am liebsten wäre er nach dem Erlebniß, ohne sich unterwegs aufzuhalten, selbst ohne noch einmal seine Groß-

mutter in Gabern zu sehen, nach der Mark zurückgereist. Denn wie er den Ausgang auch wenden mochte, in den Augen der Welt blieb es immer eine Beschämung für ihn, daß seine Werbung gescheitert war, da er in seiner Offenheit die freundliche Hoffnung, bald eine schöne Frau heimzuführen, nicht bis zur Erfüllung in seine Brust verschlossen hatte. Doch konnte er sich dem Besuche in Brieg nicht entziehen. Er hatte dem Erbprinzen schon bei der Begegnung vor Berlin gesagt, daß er ihm, wenn er nach Schlesien komme, seine Aufwartung machen werde, er hatte jetzt in Berlin selbst vor seiner Reise davon gesprochen, der Kurprinz hatte ihm sogar Aufträge an seinen fürstlichen Vetter von Brieg gegeben — womit hätte er sich bei seiner Rückkehr entschuldigen sollen, wenn er sie nicht ausgerichtet hätte? Rasch denn und so kurz als möglich abgemacht, damit er sich nicht in seinem Verdruß hinreißen lasse, mehr zu sagen, als die Menschen zu wissen brauchten.

Der Erbprinz nahm ihn sehr freundlich auf, erinnerte sich der ihm auf der unwirthlichen märkischen Sandflur gebotenen Gastfreundschaft, und lud ihn ein, die seinige zum Danke dafür auf recht lange Zeit anzunehmen, er hoffe, ihm wenigstens recht gute Jagden geben zu können. Kanitz ent-

schuldigte sich jedoch mit seinem nur kurzen Urlaube.

„Nehmt nicht übel!" sagte der junge Fürst darauf und erbrach das Schreiben des Kurprinzen Karl Emil, das ihm Herr von Kanitz überreicht hatte. Es war ihm ein liebes Zeichen, daß der Kurprinz sein noch gedenke, und er wollte wenigstens eine flüchtige Einsicht nehmen, was er ihm geschrieben. Beim Lesen blickte er plötzlich hell auf und fragte Kanitz, ob er von den Aussichten für den nächsten Sommer unterrichtet sei. Kanitz kannte natürlich den Inhalt des ihm anvertrauten Schreibens nicht, er konnte sich aber die Frage des Prinzen nicht anders erklären, als daß er die Aussichten für eine Wiederaufnahme des Krieges gegen Frankreich meine, und erlaubte sich darüber eine Gegenfrage. Der Prinz hatte unterdessen einen neuen Blick in den Brief gethan und darin ersehen, daß ihm Karl Emil seine Hoffnungen nur im engsten Vertrauen ausgesprochen hatte, er durfte darum Kanitz's Gegenfrage, ob er die Aussichten für den Krieg gemeint, nicht bejahen, sondern gab seiner Frage recht gewandt eine andere Deutung auf eine Reise des kurfürstlichen Hofes nach Frankfurt, wo er vielleicht auch hinkommen könne. Aber er

knüpfte doch an die Worte des Märkers an, und wollte von ihm wissen, ob wirklich in Berlin vom Kriege gesprochen werde. Zu seiner Freude hörte er denn, daß die Wahrscheinlichkeit eines neuen Krieges für Brandenburg im Lande kein Geheimniß mehr sei, weil die Rüstungen, die selbst im Winter fortgesetzt wurden, darauf deuteten, und daß man sich diesmal einen besseren Erfolg davon verspreche. Das deutsche Reich werde unfehlbar nach dem Friedensbruche der Franzosen der stolzen Nation den Krieg erklären, und wenn die Kräfte des ganzen deutschen Volkes aufgeboten würden, sei der Sieg nicht mehr zu bezweifeln.

Die Augen des jungen Piasten strahlten bei dieser Nachricht, aber er hielt vorsichtig mit seiner Meinung zurück und ging nun auf die persönlichen Angelegenheiten des Freiherrn über, indem er ihn lächelnd fragte, ob er ihm gratuliren dürfe. Bis in das Schloß zu Brieg war es also schon gedrungen, und sein Vetter, bei dem er in der Nachbarschaft Quartier genommen, hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als es seinen Kumpanen und Zechgenossen zu erzählen, so daß es zur Klatscherei im ganzen Fürstenthum, ja in ganz Schlesien werden mußte. Der schlesische Adel hängt ja wie die Kletten zusammen.

Mit der Röthe des Unwillens im Gesicht erklärte Kanitz, daß er keine Gratulation anzunehmen habe.

„Ihr meint: noch nicht! Aber bald?“ fragte der Erbprinz heiter.

„Auch in Zukunft nicht, Durchlaucht!“ erwiederte der Freiherr in gereizter Stimmung. „Ich will mich nicht verstellen, ich weiß, worauf Eure Durchlaucht zielt. Aber das Fräulein von Ardon ist katholisch.“

„Ja. Habt Ihr das nicht vorher gewußt?“

„O ja — aber — es hat sich anders herausgestellt, als ich vermuthete.“

„Sie verlangt doch nicht von Euch, daß Ihr übertreten sollt?“ fragte der Prinz lebhaft in dem Gedanken an seine Schwester, bei welcher das Fräulein von Ardon, wenn auch nur kurze Zeit, im Dienst gestanden hatte. „Bleibt nur fest, daß davon nimmer die Rede sein kann, so wird sie schon die Segel streichen. Sie ist sehr schön, ich habe sie in Saabor gesehen, und dann auch ein- oder zweimal in Kantersdorf. Ich verdenke es Euch nicht, daß Ihr sie heirathen wollt, aber laßt Euch nicht von ihr überreden. Die Worte rollen ihr wie Perlen von ihrem kleinen Munde.“

Kanitz drehte seinen Stutzbart aufwärts. Hatte dies junge Herrlein, das noch ein halber Knabe war, auch schon Augen für Frauenschönheit? Worte wie Perlen! Ein neuer Gedanke schoß dem Märker durch den Kopf und reizte ihn noch mehr. Er wollte um jeden Preis von diesem Gespräch loskommen.

„Von den Perlen habe ich nicht viel bekommen," antwortete er. „Ich muß sie Kennern überlassen. Bei mir — es giebt da ein Sprichwort, wem man Perlen nicht gern vorwirft." Das war mehr als mark-brandenburgisch gesprochen. Der Prinz aber lachte.

„Ihr seid ja so unwirsch, als hättet Ihr einen Korb bekommen!" rief er. „Sie hat wohl schon einen andern Bräutigam?"

„Den himmlischen Bräutigam!" entgegnete der Freiherr trotzig. „Sie will Nonne werden."

Der Prinz sah ihn überrascht an, er wurde ernst und sagte: „Das ist freilich etwas Anderes! Was mag sie zu diesem Entschlusse bewogen haben?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte Kanitz.

„Nun, dann thut es mir leid, Euch mit Fragen belästigt zu haben," sagte der Prinz und ließ den

fürstlichen Ton etwas durchklingen, da ihm der des märkischen Junkers unpassend erschien.

Diesem fiel erst jetzt ein, daß er sich durch sein gereiztes Blut habe verleiten lassen, nun doch zu verrathen, was ihm nur im Vertrauen gesagt war. Die süße Stimme hörte er wieder: „Was ich Euch anvertraut habe, das sprecht gegen Niemanden aus, ich bitte Euch von Herzen!" Und wie unwürdig hatte er sich dieses Vertrauens gezeigt! In diesem Gefühl wurde er jedoch noch viel störrischer, nahm die Worte des Prinzen mit einer ziemlich steifnackigen Verbeugung auf, und die Audienz endigte ganz anders, als ihr Anfang versprochen hatte.

Auf dem Wege vom Schlosse nach der Herberge, wo er sein prächtiges Schlittengespann untergebracht, dachte er ganz ernstlich daran, ob er den Vetter, der seine Angelegenheit ausgeplaudert, nicht „ankrakehlen" sollte. Dies schöne Wort war damals schon erfunden, wie „Buch's Tagebuch" bezeugt. Indessen hatte er ihm denn, im Bewußtsein des eigenen Verhaltens gegen Isaura, etwas vorzuwerfen? Das Bewußtsein regte seinen Trotz wieder auf. Sie hatte ihn allerdings gebeten, ihr Geheimniß zu verschweigen — hatte er es ihr aber versprochen? Bitten kann Jeder, um was er will,

es kommt doch immer darauf an, ob es ihm gewährt wird! Er hatte ihr nichts versprochen. Sie hatte seine Antwort auf ihre Bitte nicht einmal abgewartet, als ob diese für ihn ein Befehl sein müsse. Damit sollte sie ihm kommen! Was ging es ihn an, ob ganz Schlesien erfuhr, daß sie Nonne werden wollte! Sie hatte ihm einen Korb gegeben und verlangte noch Dienste von ihm? Er hatte die beste Absicht gehabt, nicht von ihrer Klostergeschichte zu reden, aber nun es doch in der Hitze geschehen war, konnte er den jungen Herrn, der sich schon auf das hohe Pferd setzte, doch nicht um reinen Mund bitten, den er selbst, wie ein altes Weib, nicht gehalten hatte.

Noch an demselben Tage fuhr er von Brieg wieder auf das Gut seines Vetters hinaus, dem er doch den Kopf waschen mußte, wenn nicht gar den Pelz. Er wußte, daß der Graf von der Liegnitz heute nach Brieg kommen werde, den wollte er nicht noch einmal sehen. Wie die Sache abgelaufen war, oder vielmehr sich so verwickelt hatte, daß er sie in seinen Gedanken nicht recht entwirren konnte, war es für ihn am besten, sich rasch aus aller Verlegenheit zu ziehen. Die Nachricht seiner Niederlage wollte er nicht selbst, wie ein feldflüchtiger Soldat, nach Berlin bringen; es war ihm er=

gangen wie manchem Kriegshauptmann, der mit großem Siegsgeschrei auszieht und als ein begossener Pudel mit triefenden Ohren heimkehrt. Er sah im Geiste schon das boshafte Lächeln der schönen Fräulein am Berliner Hofe, die er verschmäht hatte, um einem fremden Wundervogel nachzujagen, der ihm nun doch entflogen war. Auch vor den guten Freunden und Bekannten fürchtete er sich; selbst der ehrenfeste Marwitz von der Trabantengarde schonte ihn gewiß nicht. So war es am vernünftigsten, er blieb noch eine Weile in Schlesien und ließ die Sache erst verbluten. Die arme Großmutter! Sie hatte schon an das Hochzeitsgeschenk gedacht, sich so sehr auf die neue Enkelin und wahrscheinlich auch schon auf Urenkel gefreut. Nach Gabern ging Kanitz eigentlich auch nicht gern. Die Alte war in ihren Aeußerungen gegen ihn nicht immer schonend, und er durfte ihr doch nicht darauf antworten. Am liebsten wäre er in Saabor geblieben, wenn Dünnwalds zu Hause gewesen wären. Aber diese waren noch in Wien und kehrten wahrscheinlich erst im Frühlinge zurück, wenn der Oberst sich zu dem neuen Feldzuge rüsten mußte. In Saabor hätte Kanitz wohl auch von Frau von Dünnwald über Vieles Auskunft erhalten. Sie war mit der

Ardon vertraut und gegen ihn immer sehr freundlich gewesen, sie hatte ihn aufgemuntert, sich der reizenden Schweizerin, die ihm gleich so gefiel, zu nähern. Würde sie das gethan haben, wenn sie um Isaura's Klosterpassion gewußt hätte? Wie er sich das ganze Wesen der Ardon in Saabor zurückrief, kam es ihm immer zweifelhafter vor, ob sie damals schon diesen Entschluß gefaßt habe, denn für eine postulirte Nonne war sie zu weltlich munter gewesen. Wenn es aber doch damit seine Richtigkeit hatte und nicht blos eine Comödie war, so mußte sie erst seitdem zu dem verzweifelten Vorhaben bewogen worden sein und sich, wie es schien, den Rücktritt gleich durch ein Gelübde abgeschnitten haben. Weshalb aber? Es that ihm zu leid, die junge nette Frau, die seine Neigung so begünstigt hatte, nicht in Saabor sprechen zu können, sie würde gewiß die Spur der Wahrheit mit ihm gefunden haben.

Graf Liegnitz war nicht nach Brieg gekommen, um den jungen Märker nochmals zu sehen, auch hatte seine Gemahlin das Versprechen gehalten, ihn nicht noch einmal für die gescheiterte Werbung zu interessiren. Angelegenheiten von höherer Wichtigkeit, die sich mehr und mehr der Entscheidung näherten, hatten ihn wieder von Prieborn abge-

rufen. Der Landtag sollte bald zusammentreten, und es kam darauf an, die Hauptfrage, welche zur Berathung und Beschlußnahme kommen würde, in die möglichst milde Form für die Regentin zu bringen, darum wollte der Graf mit Herrn von Posadowsky, dem Landeshauptmann von Brieg, mit den anderen Vormundschaftsräthen und einigen Mitgliedern des Landtags im Vorraus sprechen, damit den Verhandlungen der Ausdruck der Schärfe genommen werde, der sich im Lande, durch den letzten Vorgang im herzoglichen Hause veranlaßt, immer mehr kund gab. Bei diesen vorläufigen Besprechungen mußte man vorsichtig sein, weil es Viele gab, welche an der Aufrechthaltung des gegenwärtigen Zustandes ihr eigenes Interesse hatten und daher, wenn sie Kenntniß von den beabsichtigten Anträgen erhielten, Alles aufbieten würden, selbst bis zum Kaiserthrone hin, um dieselbe zu vereiteln. Diesen mußte keine Zeit dazu gelassen werden. Der Graf hatte sich schwer zu einer solchen Ueberrumpelung, wie er es nannte, entschlossen, aber die Vorstellungen der anderen Räthe, daß sonst das ganze Vorhaben scheitern würde, mit dem es wahrlich auch zur Verhütung größeren Uebels eilte, hatte er sich endlich fügen müssen. Eine andere Frage war es noch,

ob der junge Fürst, den es betraf, und die Herzogin Mutter in Unkenntniß bleiben sollten. Diese Frage zu entscheiden hatte sich der Graf von der Liegnitz vorbehalten.

Der Erbprinz Georg Wilhelm kam seinem Oheim, sobald er dessen Ankunft in Brieg erfahren hatte, mit dem Besuche zuvor, wie er fast immer that. Auch ihm war Manches im Regiment, um das er sich allmälig zu bekümmern anfing, aufgefallen, über das er selbst kein Urtheil hatte, und daher mit dem alten unbegrenzten Vertrauen die Ansichten seines Onkels hören wollte. Er bahnte dadurch den Weg, welchen Augustus zu beschreiten gedachte. Schon oft hatte dieser seine Freude an der verständigen Auffassung und Einsicht gehabt, die sein junger Neffe über allgemeine und oft sehr ernste Verhältnisse an den Tag legte, aber noch nie so, wie heute. Aber er mußte ihn doch warnen.

„Glaube mir,“ sagte er, „daß es weit schwerer ist, das Rechte zu finden, wenn das Handeln in den eigenen Beschluß gelegt ist, als wenn man im Gefühl völliger Unverantwortlichkeit fremde Handlungen beurtheilt. Ich habe das oft an mir selbst erfahren.“

Der Prinz hatte nichts gesagt, was seiner Mutter zu nahe getreten war, dennoch erröthete

er, weil er in den Worten des Oheims einen Tadel zu hören meinte. Er verwahrte sich dagegen und versicherte, daß er nur an der Zweckmäßigkeit manches Vorschlags gezweifelt, den die Räthe gemacht hatten.

„Ich glaube Dir," erwiederte Augustus. „Aber auch für Dich wird bald die Zeit kommen, wo Du Dich fremden Rathes bedienen mußt, weil Du unmöglich in Deinem Lande Alles selbst übersehen kannst."

„Nur Deines Rathes, Onkel Augustus!" rief Georg Wilhelm lebhaft.

Zwischen Beiden war das schöne Verhältniß ungestört geblieben, das sich schon in der Kindheit des Prinzen gestaltet hatte. Wenn auch nach dem Tode seines Vaters die Stellung des Erbprinzen verändert und in Rücksicht auf seine bevorstehende Erhebung zum Landesherrn gewisse äußere Formen fürstlicher Etikette vor Fremden nothwendig gemacht hatte, denen der Graf von der Liegnitz trotz aller Einsprüche seines Neffen geflissentlich nachkam, so herrschte doch zwischen Beiden, wenn jener Zwang wegfiel, noch immer das alte trauliche Du.

Augustus sagte dem Prinzen auf seine lebhafte Aeußerung für alle Zukunft seinen Rath nach bestem Wissen zu, machte ihn aber darauf aufmerksam,

daß auch dieser nicht überall ausreichen werde, und daß er sich, wenn er zur Mündigkeit gekommen sei, mit treuen und einsichtsvollen Männern umgeben müsse, wie ja deren auch unter den Räthen seiner Mutter sich fänden, welche ohne alle Nebenabsichten nur das Wohl des Landes im Auge behielten. Er versprach, ihn bei der Wahl derselben zu unterstützen. „Der Zeitpunkt rückt heran," setzte er hinzu.

„Ja, in acht Monaten, wenn mein nächster Geburtstag kommt," erwiederte der Erbprinz unbefangen. „Hast Du den Aufsatz gelesen, den mir mein Hofmeister am vorigen geschenkt hat?"

Der Graf bejahte die Frage. Er hatte die Abschrift des Aufsatzes, welche ihm die Herzogin mit nach Prieborn gegeben hatte, mit Aufmerksamkeit gelesen, und den Inhalt desselben bei aller Weitschweifigkeit der Form vortrefflich gefunden. Wie hätte der Kern besser gefaßt werden können: „Die Bestimmung eines christlichen Fürsten ist die Ausbreitung der Ehre Gottes, Erhaltung seiner Kirche, Aufnahme des gemeinen Wesens, Glückseligkeit der Unterthanen in Ruhe und Zufriedenheit des Gemüthes und der Nachklang eines unsterblichen Namens nebst Erwerbung der ewigen Seligkeit." Die Tugenden, denen der Fürst nach-

streben sollte, waren so erschöpfend aufgezählt, daß der eifrigste Kritiker keine vermißt haben würde, selbst „der gebührliche Gebrauch der Zunge in Verschwiegenheit, Gesprächigkeit und Wahrhaftigkeit“ fehlte nicht.

Im Gespräch, welches der Prinz über den Aufsatz seines Hofmeisters mit dem Oheim führte, rühmte er Herrn Bohne mit großer Anhänglichkeit, und meinte nur, es sei nicht nöthig gewesen, ihm Gehorsam gegen die Mutter und Eintracht mit den Verwandten erst anzuempfehlen.

„Doch, mein Sohn!“ erwiederte Augustus. „Niemand kann für die Dauer der besten Regungen seiner Seele einstehen, wenn sie auch unwandelbar zu sein scheinen, und es ist gut, wenn man zuweilen daran erinnert wird. Schon bei Deinem Regierungsantritt können sich Conflicte erheben, welche Deinen Gehorsam gegen die Mutter auf die Probe stellen, und hast Du daran gedacht, daß Herr Bohne diese Worte niedergeschrieben hat, als die Eintracht zwischen Dir und Deiner Schwester Charlotte sehr beklagenswerth gestört war?“

„Du hast Recht,“ sagte der Prinz. „So Gott will, werde ich aber die Probe, die Du meinst, bestehen, und die Eintracht mit Charlotte ist ja hergestellt. Die Mutter hat ihr verziehen. Daß sie

ihren Glauben gewechselt hat, mag sie vor Gott verantworten, der alle Bekenner Seines Sohnes, unseres Herrn, die Seinigen nennt."

Der Graf blickte bei diesen Worten seinen Neffen prüfend an. Sie entsprachen seiner eigenen Ueberzeugung vollkommen, obwohl er die bessere Erkenntniß in derjenigen Confession gefunden zu haben glaubte, in welcher er erzogen worden war und die er oft in Weihestunden geprüft hatte. Die Aeußerung des Knaben jedoch, die eine so schöne christliche Duldung athmete, wie sie nur aus reiferen Anschauungen und einer Vertiefung hervorgehen kann, die seinen Jahren noch nicht entsprach — sollte sie nicht einem fremden Einflusse zuzuschreiben sein, der die Scheidelinien der christlichen Bekenntnisse um ganz anderer Zwecke willen, als den einer milden Duldung, momentan zu verwischen strebte? Wenn das der Fall war, so konnte die Befürchtung im Lande, daß jener Einfluß unter dem Deckmantel der Toleranz immer weiter um sich greife, wohl gerechtfertigt erscheinen.

„Weißt Du, wem man die Schuld giebt, Charlotte unserem Glauben abwendig gemacht zu haben?" fragte der Erbprinz, während diese Gedanken durch die Seele seines Oheims gingen,

„dem Fräulein von Ardon, das nun in Deinem Prieborn bei der Tante ist."

„Wohl möglich, daß man Recht hat," erwiederte Augustus. „Wenn auch nicht durch verwerfliche Mittel, so kann das Mädchen, das in seinem Glauben so fest und stark ist, wohl Einfluß auf Deine Schwester geübt haben, aber doch immer keinen entscheidenden, dazu war die Zeit ihres Zusammenlebens zu kurz. Man glaubt einem ganz andern Einflusse die Ursache zuschreiben zu müssen."

„Ja!" sagte der Prinz, der noch nicht begriff, daß der Oheim zu dem Einflusse der katholischen Personen kommen wollte, die seine Mutter nicht fern vom Hofe hielt, „der Verbindung mit dem Herzoge von Holstein! — Weißt Du, daß die Ardon ihren Freier ausgeschlagen hat? Da hätte sie doch, wenn die Leute Recht haben, eine neue Bekehrung versuchen können. Du weißt aber wohl auch ihren Grund? Will sie denn wirklich in das Kloster gehen!"

„Davon weiß ich nichts," erwiederte der Graf überrascht.

„Ach!" sagte der Prinz verwundert. „Das ist ja seltsam. Sie hat es Kanitz selbst gesagt. Sollte es die Tante nicht wissen?"

„Das glaube ich nicht, sonst hätte sie mit mir davon gesprochen," versetzte Augustus.

„O, sie hat die Tante vielleicht gebeten, darüber zu schweigen!" sagte der Prinz. „Meine Schwester plauderte sonst Alles aus, und seit die Ardon bei ihr war, wurde sie so schweigsam!"

„Deine Tante würde das Vertrauen der Ardon unter der Bedingung in Bezug auf mich nicht angenommen haben," erwiederte der Graf. „Es ist mir nur unbegreiflich, daß Kanitz darüber nicht geschwiegen hat. Du weißt es doch von ihm?"

„Ich bin wohl Schuld daran," gestand der Prinz. „Ich neckte ihn, da wurde er empfindlich und platzte damit heraus. Warum mag aber die kleine Schweizerin, die so gar nicht nonnenhaft aussieht, in's Kloster gehen wollen?"

„Wer kann das wissen oder sie danach fragen!" entgegnete der Oheim. „Vielleicht ist sie von ihren Verwandten dazu bestimmt worden, da sie ganz verwaist ist. Klöster sind oft die Zuflucht armer Waisen."

„So haben sie doch auch darin etwas Gutes," bemerkte Georg Wilhelm.

„Zu diesem Zweck sind sie freilich nicht errichtet worden," sagte der Graf, welchem diese Aeußerung wiederum auffiel. Hatte man die protestan-

tische Ansicht des Prinzen auch über die Klöster zu mildern gesucht? „Wir erkennen ihre religiöse Bestimmung," fuhr er fort, „von unserem Standpunkte nicht für berechtigt an."

Der Prinz gab zu viel auf das Urtheil seines Onkels, um nicht auch über diesen angeregten Gegenstand Belehrung bei ihm zu suchen, und besprach sich noch weiter mit ihm über die ursprüngliche Idee der Klöster und deren Verwandlung im Laufe der Zeiten, ihren fraglichen Nutzen und ihre Bedeutung in der Gegenwart. Ueber diesen allgemeinen Fragen war Isaura von Ardon für den Augenblick vergessen.

Als der Graf aber wieder allein war, mußte er sich mit der überraschenden Nachricht, die er hier erhalten hatte, beschäftigen. Daß Kanitz dem Prinzen die Mittheilung gemacht hatte, war ihm nur einigermaßen erklärt: Wilhelm hatte seine Eigenliebe verletzt und ihn dadurch gereizt, den erhaltenen Korb als eine Nothwendigkeit darzustellen. Edler wäre es freilich gewesen, das Mädchen, das er doch liebte, nicht zum Gegenstande des öffentlichen Gesprächs zu machen, sondern ihr selbst zu überlassen, wem und wie sie ihren Entschluß eröffnen wolle. Daß der Verschmähte Isaura zürnte, war nicht anzunehmen, denn er

mußte wissen, daß nach ihrem Glauben dieser Entschluß eine höhere Weihe und bindende Kraft besaß. Aus Verdruß mochte er geplaudert haben, aus Zorn gegen Isaura nicht. An der Wahrheit der Behauptung ließ sich kaum zweifeln, obgleich sie der Graf nicht mit Allem, was ihm seine Frau über Isaura gesagt, in Einklang zu bringen wußte. Er hatte freilich von der fast übermüthigen Heiterkeit, welche das Wesen der Schweizerin kennzeichnen sollte, nichts bemerkt, aber seine Frau, die sich keine Einbildungen machte, sondern immer an die reelle Wirklichkeit hielt, mußte doch Beweise davon haben. In letzter Zeit wollte sie ja aber auch eine Veränderung an ihr bemerken, und es war nichts Seltenes unter den Katholiken, daß ein junges und schönes Mädchen den Schleier nahm. Doch blieb dem Grafen Alles, was Isaura betraf, immerhin ein Räthsel: in ihr mußten sich viele Widersprüche vereinigen. An diesen zur Ausgleichung seinen Scharfsinn zu üben, war er nicht berufen. Er mußte über sich selbst lächeln, daß er sich so viel mit einer Fremden beschäftigte, welche vielleicht binnen Kurzem sein Haus verließ, um hinter einer Klosterpforte seinen Blicken auf ewig zu entschwinden.

Ehe er sich von seinem Neffen getrennt hatte, war er dem eigentlichen Gegenstande, über den er einen Blick in seine Seele thun wollte, etwas näher gerückt. Er hatte in ihm die vollkommene Unbefangenheit noch gefunden, keinen der Zeit vorauseilenden Wunsch, aber doch eine wahre Freudigkeit im Hinblick auf den nahen Zeitpunkt, wo er seinen schönen und schweren Beruf übernehmen sollte. Georg Wilhelm's Gedanken beschäftigten sich unablässig damit, und die edelsten Vorsätze reiften in seiner Seele. Die Herzogin sprach Augustus erst, nachdem er mit den Freunden und Gesinnungsgenossen Alles in Erwägung gezogen hatte und zu der Ueberzeugung gekommen war, daß es nicht wohlgethan, ihr in dieser Sache anders als mit einem Landtagsbeschlusse zu nahen. Ein solcher würde wahrscheinlich nie zu Stande kommen, wenn sie von dem Antrage, der den Ständen vorgelegt werden sollte, vor dem Zusammentritt des Landtages Kenntniß erhielte. Diese Ueberzeugung wurde in ihm durch das heutige Gespräch nur bestärkt. Sie hatte nicht die entfernteste Idee, daß es nur möglich sei, die Regentschaft abzukürzen, sie ließ im Gegentheil durchblicken, daß es vielleicht für ihren Sohn wie für

die Fürstenthümer ersprießlich sein könne, ihm in so zarter Jugend die Regierungssorgen, denen er doch nicht gewachsen sei, noch eine Zeit lang zu ersparen. Und wenn Augustus sich nicht geirrt hatte, war ihr Blick zur Verwirklichung dieses Gedankens bereits nach Wien gerichtet. Um so mehr war es nöthig, sie nicht aus ihrer ahnungslosen Sicherheit zu wecken — aber dem Grafen machte dies falsche Spiel, zu dem er sich durch die Macht der Verhältnisse gezwungen sah, die Brust schwer und er beschuldigte sich immer wieder jesuitischer Handlungsweise.

Nach Prieborn zurückgekehrt, konnte er erwarten, daß seine Frau, wenn Isaura nach ihrer Erklärung gegen Kanitz eine gleiche an ihre Herrin gerichtet hatte, gegen ihn kein Geheimniß daraus machen werde. Darin war er ihrer sicher, er hatte nicht zu viel gegen seinen Neffen behauptet. Die Gräfin fragte ihn, ob er Kanitz in Brieg getroffen habe, und als er das verneinte, erwartungsvoll, ob sie ihm etwas zu erzählen habe, beklagte sie sich im Gegentheil über Isaura's Verschlossenheit, die bei einem so jungen Mädchen in einer Herzensangelegenheit ganz verwunderlich sei. Isaura hatte also der Gräfin nichts vertraut,

und Augustus fand sich auch nicht berechtigt, ihr Geheimniß, in dessen Besitz er durch die Unzuverlässigkeit eines Dritten gekommen war, zu enthüllen. Mochte sie selbst die Stunde wählen, ihre Herrin, wie es doch einmal geschehen mußte, von ihrem Vorhaben in Kenntniß zu setzen!

Als er Isaura zum ersten Male wiedersah, fand er sie bleicher als sonst, und wenn sich das für den Moment aus dem Bewußtsein des Vorgefallenen erklären ließ, so war es doch nicht vorübergehend. Ihre sonst so blühende Farbe schien sie verlassen zu haben. Was mußte aber in ihrem Herzen vorgegangen sein, um in so kurzer Zeit diese Veränderung zu bewirken? Liebte sie Kanitz, und rang nun in schweren Kämpfen um Resignation, da sie ihm hatte entsagen müssen? Was sie aber auch tragen mochte, sie trug es fest. Sie fiel Niemandem mit einem harmvollen oder gedrückten Wesen zur Last. Ihre Haltung war frei, ihre Stimme klangvoll, und öfter als sonst hob sie ihre schwarzen Augen, wenn sie sprach, mit jenem ihr eigenen Aufschlage, der selbst die Aufmerksamkeit eines so kalten Mannes, wie der Graf von der Liegnitz war, auf sich gezogen hatte. Er bemerkte sogar, daß die weißen Rosen, die statt der

rothen jetzt auf ihren Wangen blühten, sie noch verschönert hatten, und konnte dem wunderbaren Wesen seinen Antheil nicht versagen, er wünschte Isaura's Frieden.

10.
Die Jesuitin.

„Endlich!“ sagte der Graf Augustus, als er einen Brief, der ihm einige Zeit nach seinem letzten Besuche in Brieg gebracht wurde, in Gegenwart seiner Gemahlin erbrach. „Von Gottwalt!“

Sein Gesicht erheiterte sich, während er las. Die Gräfin spann und überließ ihn seinen Gefühlen, Isaura's Augen ruhten forschend auf ihm, senkten sich aber schnell, als er aufsah.

„Sie werden endlich kommen!“ sagte der Graf zu seiner Frau, welche ihm mit freundlicher Zustimmung nickte. „Ich freue mich, Euch meinen treuen Julius Gottwalt vorzustellen.“

„Die hübsche Frau doch auch?“ entgegnete die Gräfin lächelnd, und Isaura's Augen richte-

ten sich von Neuem auf ihn, flüchtig nur, aber schärfer als zuvor.

„Ja wohl. Ihr habt sie ja mit einladen lassen," erwiederte Augustus, indem er aufstand. „Gottwalt ist ceremoniell geworden, er fragt erst an, ob er nächste Woche kommen darf. Ich werde ihm gleich antworten."

Er verließ das Zimmer und Frau Charlotte spann rüstig weiter. Von dem Pfarrer Gottwalt war gelegentlich schon in Gegenwart Isaura's gesprochen worden, sie wußte, daß er des Grafen Freund war, auch von der Frau war natürlich die Rede gewesen, als der Graf von seinem Besuche im Pfarrhofe zurückgekehrt war. Näheres hatte Isaura bis jetzt von Beiden nicht erfahren, weil sie kein Interesse gefühlt hatte, sich um eine ihr fremde Familie, obenein die eines lutherischen Pastors, zu bekümmern.

„Der Herr Graf," sagte sie, als dieser hinaus gegangen war, „hat sich, wie ich mich entsinne, in dem Hause seines geistlichen Freundes sehr wohl gefallen. Ich war gerade zu Eurer Gnaden gekommen, wie er zurückkehrte."

„Und er besuchte Dich auch gleich!" erwiederte die Gräfin gutmüthig lachend.

Isaura versuchte zu lächeln, es glückte ihr

aber nicht recht. — „Mich hat, wie ich nicht läugnen kann," sagte sie, ohne auf den Scherz der Gräfin etwas zu erwiedern, „diese Freundschaft eines so hochgestellten Herrn zu einem Landgeistlichen niedern Herkommens in Verwunderung gesetzt."

„Bist Du so stolz, Kleine?" entgegnete die Gräfin. „Ich denke, in der Schweiz gilt der Bauer so viel als der vornehmste Edelmann! Die Beiden, der Graf und der Pastor, haben zusammen studirt, und wem der Graf einmal gut ist, dem bleibt er's auch für's ganze Leben, so viel weiß ich."

„Kennen Eure Gnaden den geistlichen Herrn?" fragte die Schweizerin.

„Ja. Ein guter und kluger Mann," erwiederte die Gräfin.

„Auch die Frau?" fragte Isaura weiter.

„Die kenne ich nicht," war die gleichgültige Antwort.

„Eure Gnaden lobten sie doch?" bemerkte Isaura eben so gleichgültig, während sie emsig stickte.

„Vom Hörensagen!" erwiederte die Gräfin. „Die Rosel sagte mir, daß sie eine sehr hübsche Frau sei. Dem Grafen hat sie auch gefallen —

in Gottes Namen, sagt' ich, Du weißt, ich bin nicht eifersüchtig."

Jetzt schwieg Isaura, und die Stille im Zimmer mußte dem Grafen, als er zurückkam, auffallen, denn er sah Beide beim Eintritt verwundert an, als habe er sie gar nicht mehr hier zu finden geglaubt.

„Der Bote ist abgefertigt," sagte er dann. „Ich habe sie zum nächsten Dienstag eingeladen." — Die Gräfin hatte dagegen nichts zu erinnern, und in den nächsten Tagen war nicht mehr die Rede davon.

Als das gräfliche Paar am Sonntag aus der Kirche gekommen war, ließ sich bei dem Grafen ein Baron Orsières melden. Er nahm ihn in seinem Zimmer an. Ein Mann von mittleren Jahren trat ein, der beim ersten Anblick einen angenehmen Eindruck machte: er hatte ein frisches, etwas füllreiches Gesicht mit besonders freundlichen klugen Augen. Seine Kleidung war schwarz und einfach, aber von sehr feinem Stoff, an seiner Halskrause wie an seinen Kniegürteln funkelten kostbare Steine. Mit fremdartigem Accent, aber in deutscher Sprache, stellte er sich als einen Verwandten des Fräuleins von Ardon vor, der auf einer Reise durch Zufall in Breslau von

ihrem Aufenthalt gehört und sich die Freude nicht versagt habe, seine Cousine nach langer Zeit einmal wieder zu sehen, natürlich mit Erlaubniß der Frau Gräfin und ihres Gemahls, um welche er hiermit bitte. Der Graf erwiederte höflich, daß es keiner Erlaubniß bedürfe, wo ein so natürliches Recht sei, er werde das Fräulein sogleich von der Ankunft ihres Vetters unterrichten lassen und Herrn von Orsières nachher zu seiner Gemahlin führen. Er bat ihn dann, in das gewöhnliche Empfangzimmer zu treten, wohin er ihn begleitete, um ihm, bis Isaura erscheinen würde, Gesellschaft zu leisten. Das Wenige, was er in der kurzen Frist des Wartens von ihm hörte, ließ einen Mann von feiner Weltbildung in ihm erkennen.

Der Diener, welcher dem Fräulein ihren Vetter gemeldet hatte, kehrte zurück, Isaura folgte ihm fast auf dem Fuße. Als ihr Auge mit dem unverkennbaren Ausdruck gespannter Erwartung den Fremden traf, schien sie einen Moment bestürzt, als überrasche es sie, trotzdem ihr gewiß sein Name auch gemeldet worden war, ihn zu finden. Er ging ihr lebhaft entgegen: „Meine liebe Cousine!“ rief er in französischer Sprache. Der Graf bemerkte, daß sie ihm zögernd nahte, aber er hielt

sich nicht länger auf, sondern entfernte sich mit leichter Verneigung gegen Herrn von Orsières. Isaura war offenbar im Unklaren gewesen, wen sie treffen würde; vielleicht hatte sie mehrere Verwandte dieses Namens — derjenige, den sie nun erblickte, schien ihr keine freudige Ueberraschung zu bereiten, sonst würde sie nicht gestutzt, ihren Schritt nicht verzögert haben. Und doch küßte sie ihm die Hand, wie Augustus noch in der Thüre bemerkte. Sie hatte ihm den Rücken zugewendet und mochte ihn wohl schon entfernt glauben, hatte vielleicht auch gar nicht mehr an ihn gedacht; Herr von Orsières aber warf bei dem Handkuß einen hurtigen Blick nach der Thür, welche der Graf in demselben Moment zudrückte. Das arme Mädchen hatte wohl ein sehr abhängiges Loos, daß es einem Verwandten die Hand küßte, der nicht einmal durch sein Alter ein solches Zeichen der Ehrfurcht beanspruchen konnte. Um so eher ließ sich begreifen, daß Isaura eine Freistatt im Kloster suchte. Ihr hatte sich zwar jetzt eine andere Aussicht eröffnet, aber bei ihrer Glaubensstrenge mochte sie die Verbindung mit einem Protestanten unmöglich halten, selbst wenn ihr Herz durch Kanitz' äußere Vorzüge und seine

heiße Leidenschaft gewonnen wäre, und deshalb blieb sie wohl bei ihrem Entschlusse stehen.

Augustus suchte seine Gemahlin auf und erzählte ihr von dem Besuche des Herrn von Orsières, von dem Benehmen des Fräuleins, und daß sie ihrem Vetter die Hand geküßt habe. Die Gräfin lachte in ihrer harmlosen Weise und meinte, diese Hand werde früher wohl sehr gütig gegen sie gewesen sein. Isaura hatte ihr den Namen Orsières nie genannt, aber sie erzählte ja überhaupt zwar nichts von sich oder ihren Verwandten, und wenn sie nach ihrer Heimath und anderen Dingen gelegentlich gefragt wurde, so antwortete sie nur gerade so viel, als nicht zu umgehen war. Die Herzogin Luise hatte auch nur gesagt, daß sie eine Waise sei, die von der Gnade ihrer Verwandten gelebt habe — zu diesen Verwandten mochte der Herr von Orsières gehören. Ob die Herzogin noch mehr von ihr wußte, konnte Charlotte nicht sagen, sie hatte nur wiederholt geäußert, daß sie ihr von sehr zuverlässiger Seite empfohlen worden und es daher ein gutes Werk gewesen sei, sie kommen und in die offene Stelle bei ihrer Tochter treten zu lassen.

„Von welcher Seite diese Empfehlung ausgegangen ist, kann ich mir denken,“ erwiederte der

Graf. „Ich bedaure das arme Kind, aber ein gutes Werk hätte sich auch an manchem armen schlesischen Fräulein thun lassen, für das die offene Stelle bei unserer Nichte eine Wohlthat gewesen wäre — und die Mutter hätte dann vielleicht an ihrem Kinde den Schmerz nicht erlebt, den sie noch jetzt, trotz der Versöhnung, nicht überwunden hat. Wilhelm sagte mir unverhohlen, daß man den Uebertritt Charlottens dem Fräulein von Ardon Schuld giebt."

Ein verwundertes „Ach!" war Alles, was die Gräfin darauf hören ließ. Besondern Eindruck schien es auf sie nicht zu machen.

„Hat sie schon öfter Besuch von ihren Verwandten in unserem Hause gehabt?" fragte Augustus.

„Einmal, während Ihr im Felde waret," antwortete Charlotte. „Wie heißt der heutige Vetter?"

Der Graf wiederholte den Namen. Sie schüttelte den Kopf. „So hieß der Andere nicht," sagte sie. „Es war auch kein französischer Name, den er hatte, sondern ein ganz wunderlicher, den ich nicht behalten konnte. Sie sagte, er sei romanisch — wie dort viele. Der Cousin mußte aber nicht freundlich gegen sie gewesen sein, denn wie er

fort war, sah ich, daß sie geweint hatte. Ich fragte sie, aber sie gestand's nicht ein und war denn auch bald wieder lustig. Vielleicht ist er unzufrieden gewesen, daß sie in unser Haus gegangen ist, denn sie sollen in ihrer Heimath schrecklich bigott sein, wie ich aus ihren Reden entnehmen kann."

„Spricht sie mit Euch von religiösen Dingen?" fragte der Graf.

„I nun ja! Nicht expreß — aber wie sich's gerade macht," erwiederte Charlotte.

„Hat sich der Verwandte Dir vorstellen lassen?"

„Nein. Er hatte keine Zeit, sich länger aufzuhalten, und wollte mich nicht incommodiren —" sie lachte — „ich war gerade nicht angezogen! — Isaura nannte ihn ihren Onkel, ich habe ihn dann aus dem Fenster abfahren sehen, ein alter, verdrießlich aussehender Mann mit langen grauen Haaren. Du hast den heutigen doch zu Tisch gebeten?"

Das hatte der Graf gethan, aber auch diesmal sollte die Gräfin keinen Verwandten Isaura's kennen lernen. Herr von Orsières, obgleich er die Einladung angenommen, hatte sich auf einmal besonnen, daß er sich damit übereilt habe, indem er dringender Geschäfte wegen ungesäumt nach

Breslau zurückreisen müsse, was ihm in dem anziehenden Gespräche mit dem Schloßherrn aus dem Gedächtniß gekommen war. So ließ er, zu seiner Entschuldigung, durch seine Cousine sagen. Isaura richtete diesen Auftrag an den Grafen selbst aus, den sie noch bei ihrer Herrin traf; das Gespräch mit ihrem Vetter mußte sehr kurz gewesen sein.

Der Graf fand eine so wortreiche Entschuldigung, wie sie dem Mädchen offenbar eingeschärft war, nicht für nöthig, da Herr von Orsières, wenn er wirklich dringende Geschäfte hatte, sich nicht von bloßer Höflichkeit davon abhalten lassen konnte. Er dankte Isaura und fragte sie freundlich, ob sie nahe mit dem Herrn verwandt sei.

Sie zögerte einen Moment mit der Antwort, dann blickte sie offen zu dem Grafen auf und sagte: „Ich bin gar nicht mit ihm verwandt. Wenn er sich meinen Cousin genannt hät, so ist das sehr gütig... er ist mein Vormund."

„Ach! Dein Vormund!" wiederholte die Gräfin und setzte lächelnd hinzu: „Er hat wohl nachsehen wollen, ob es Dir bei mir gut geht! Du hast Dich doch nicht über mich beschwert, Herzel?"

Isaura schien den Scherz nicht zu verstehen,

denn sie lächelte nicht. „Ich fühle mich glücklich hier!“ sprach sie, und ihre Stimme bebte dabei.

„Wie hieß doch Dein Onkel, der im vorigen Herbst hier war?“ fragte die Gräfin. „Du weißt, daß ich seinen romanischen Namen gar nicht behalten konnte — es ist mir, ehe ich Dich gesehen habe, schwer genug mit Deinem Namen geworden, Isaura, der bei uns so gar nicht vorkommt.“

„Mein Onkel heißt Salgésch,“ antwortete das Mädchen, „Freiherr von Salgésch, der Bruder meiner Mutter.“

„Und warum ist der nicht Dein Vormund? Das wäre doch natürlicher, wenn Herr von Orsières gar nicht mit Dir verwandt ist? Sage!“

„Der Onkel Salgésch ist auch mein Vormund,“ erwiederte Isaura, und die Gräfin sah ihren Mann verwundert an. Diesem armen Kinde, das gar kein Vermögen besaß und von der Gnade ihrer Verwandten gelebt hatte, waren zwei Vormünder gesetzt worden! Hier zu Lande mußten sich reichere mit einem begnügen, und nur Fürstensöhne, wie der Neffe Wilhelm, erhielten ein halbes Dutzend. Augustus winkte seiner Frau mit den Augen, und diesmal verstand sie ihn, was nicht immer der Fall war, sie sollte nicht weiter fragen. Es war auch ganz recht: eine ausführliche Antwort, wie

es komme, daß sie zwei Vormünder besitze, hätte das verschlossene Mädel doch nicht gegeben, das wußte die Gräfin schon. Darum beruhigte sie sich, und Isaura durfte sich bald wieder auf ihr Zimmer begeben, als auch der Graf sich entfernt hatte.

Diesen beschäftigte die Vormundschaftsfrage nicht, wohl aber erwog er bei sich selbst Alles, was er gehört und bemerkt hatte, und kam zu der Ueberzeugung, daß dieser wiederholte Besuch von Fremden in seinem Hause, mochten sie nun wirklich Verwandte oder Vormünder des Fräuleins von Ardon sein, noch andere Zwecke haben müsse, als nur sich nach dem Wohlergehen ihres Mündels zu erkundigen. Ihm mißfiel dies ganze geheimnißvolle Wesen, das die Ardon umgab, er war ein Freund der Klarheit, aber er gab ihr doch die Schuld nicht. Wenn seine Vermuthungen, welche mehr und mehr eine feste Richtung gewannen, in Wahrheit begründet waren, so konnte er Isaura immer nur für ein Werkzeug in fremder Hand halten, und es war doch die Frage, wie weit sie sich als ein willenloses Werkzeug zu gewissen Zwecken werde gebrauchen lassen.

Dieser Gedanke kam ihm bei Tafel wieder, als er dem bleichen schönen Mädchen gegenüber-

saß, und er mußte sie unwillkürlich dabei anblicken, ob sie hier nur auf das Gebot unsichtbarer Lenker ihrer Handlungen weile. Bis jetzt waren letztere noch in keiner Weise hervorgetreten, ihre Gebieter konnten unmöglich mit ihr zufrieden sein, wenn es wirklich deren gab in dem Sinne, wie es Augustus meinte. Vielleicht war darum auch der Herr Vormund von Salgésch nach der Erzählung der Gräfin so unfreundlich gegen sie gewesen, daß sie geweint hatte. Als der Graf nochmals zu ihr hinüberschaute, schien sein Auge das ihrige anzuziehen, denn es begegnete dem seinigen, gleichsam unwillkürlich — denn es senkte sich, als geschähe es unbewußt, eine Secunde lang tief in das Auge des Grafen, nur eine Secunde, dann verschwand es blitzschnell hinter den verhüllenden Lidern: Isaura schien zur Besinnung aufgeschreckt, sie erbebte sichtlich. Augustus fühlte sich von diesem Blicke wunderbar bewegt, es war zum ersten Male, daß ihm das Mädchen so in die Augen geschaut hatte, als wolle sie in seiner Seele lesen, wie er über sie denke — wenn sie das vermocht hätte, würde sie in diesem Moment Antheil und Mitleid gelesen haben.

Aber bald, nachdem Augustus im Laufe des Tages vor anderen Dingen, die ihn beschäftigten,

wieder einen Anlaß fand, an die Verhältnisse des Fräuleins von Ardon zu denken, erschien ihm ihr Betragen in einem andern Lichte. Der Argwohn, daß es ein Spiel feiner, gefallsüchtiger Berechnung sein könne, lag ihm fern. Wie hätte er einen solchen Gedanken fassen und wohl gar sich selbst als den Gegenstand weiblicher Coquetterie denken können! In seinen jüngeren Jahren war er es oft gewesen und hatte nie Augen dafür gehabt — sollte er sich nun, da er nach seiner Meinung alt geworden war und der Ernst des Lebens sich ihm in schwerster Weise kund gethan hatte, noch zu einem so eitlen Gedanken verirren? Eher suchte er den Grund jenes tiefen unbewachten Blickes, der ihn überraschend in eine Glut voll Mysterien hatte schauen lassen, in einem andern, des Mädchens Seele bewegenden Gedanken. Prüfend, forschend war dieser Blick gewesen, ob er guten Boden finde, auf welchem sie den Samen, der ihr in die Hand gelegt war, mit der Aussicht auf rechtes Sprießen und Wachsen streuen könne, oder ob dort harter Felsgrund zu erkennen sei, der ihren Körnern nimmer ein Keimen, Aufgehen und Gedeihen verspreche. Solchen Felsgrund für diese Saat, dessen war sich der Graf von der Liegnitz bewußt, mußte sie, dafern ihr

Blick scharf genug war, in seiner Seele gefunden haben.

Es that ihm leid, daß er den Herrn von Orsières nicht weiter gesprochen hatte. Warum hatte dieser sich nicht als Isaura's Vormund eingeführt, welcher Titel ihm doch ein größeres Vorrecht, sie zu besuchen, geliehen hätte, als die vorgebliche Verwandtschaft, die sie ganz läugnete? An ihrer Wahrhaftigkeit zweifelte der Graf nicht. Wer hätte sie auch widerlegen können, wenn sie die Angabe Orsières', daß er ihr Vetter sei, bestätigt hätte? Und da sie nun der Wahrheit die Ehre gegeben und ihn, ohne dazu gezwungen zu sein, der Lüge geziehen hatte, wäre es, wenn man diesen Augenblick benutzt hätte, auch wohl möglich gewesen, noch mehr von ihr zu erfahren. Das aber hatte Augustus verschmäht: es lag nicht in seiner Weise, sich in Geheimnisse zu drängen, deren Aufschluß ihm nicht das Vertrauen freiwillig gab.

Ihr Vormund war Herr von Orsières gewiß. Warum hatte er das aber verschwiegen und sich durch eine Lüge hier eingeschlichen, wie ein listiger Fuchs? Der Graf bedauerte es wahrhaft, daß er ihn nicht nach der Unterredung mit Isaura gesprochen hatte; sein Scharfblick wäre der Schlauheit dieses französischen Schweizers wohl gewachsen

gewesen — und wenn er ihm doch Unrecht gethan, der Vormund einen ehrlichen Grund gehabt hätte, sich nicht gegen den Fremden gleich zu offenbaren, so würde sich bei einem Gespräch mit ihm wohl der Anlaß gefunden haben, Isaura's Zukunft zu lichten, über den Antrag zu reden, den sie abgelehnt hatte, über ihren Entschluß, den Schleier zu nehmen. Gegen den Vormund würde der Graf unbedenklich davon gesprochen haben, um zu erforschen, ob dieser Entschluß aus ihrer eigenen freien Seele gekommen, oder ob dem armen wehrlosen Kinde diese Bestimmung von fremden Lenkern ihres Schicksals auferlegt war. Orsières' Augen hatten bei aller Freundlichkeit doch einen Blick, den der Seelenkenner, wenn er sich jetzt denselben zurückrief, lauernd nennen mußte. Vielleicht gehörte er zu denen, welche Augustus gemeint, als er Orsières dem auf verhüllten Wegen schleichenden Fuchse verglichen hatte. Die Gelegenheit, ihn zu stellen, war aber vorbei, und Graf Liegnitz konnte nichts thun, als dem Mädchen, das in seinem Hause lebte, für alle Fälle in Gedanken seinen Schutz zu versprechen.

Am Dienstag erwartete er nun, wie er ihn eingeladen hatte, seinen Freund Gottwalt. Wenn er Alles vorher gewußt hätte, würde er einen an=

dern Tag bestimmt haben, denn um Mittag ritt ein herzoglicher Piqueur auf den Schloßhof, welcher ihm für morgen den Besuch der Herzogin Louise mit dem Erbprinzen ansagte. Gottwalt hatte ihm geschrieben, daß er sich nicht länger als zwei Tage bei ihm aufhalten könne, einer von ihnen wurde nun durch die Anwesenheit der fürstlichen Verwandten geraubt, die ihm zu jeder andern Zeit lieb gewesen wäre, diesmal aber jetzt das traute Zusammenleben und den Gedankenaustausch mit seinem Freunde störte. Es ließ sich jedoch nicht ändern, und Augustus hoffte, daß Gottwalt dadurch bewogen werde, seinen Aufenthalt etwas zu verlängern, wenn es ihm irgend möglich sei.

Noch hatte der Winter, obgleich der Kalender ihn bereits zum Aufbruch mahnte, an Strenge nicht nachgelassen, und nach Weihnachten zu dem alten Schnee, der schon seit dem November fest lag, neuen geschüttet, so daß bei den Dörfern viele niedrige Zäune und Backöfen ganz verschneit waren. Um so besser war die Schlittenbahn geworden, sie folgte den sich schlängelnden Wegen nicht mehr, sondern ging meist in schnurgerader Richtung auf ihr Ziel, da sie in der Ebene keine Hindernisse zu überwinden hatte und die Saaten unter der schirmenden Schneedecke vor

jedem Schaden geborgen lagen. So fuhr denn auch über die Felder von Prieborn, als die Sonne am Dienstage schon tief stand und einen röthlich schimmernden Streifen über den Schnee warf, ein rascher Schlitten gerade auf das Schloß zu, ohne sich an den bisherigen Weg zu kehren, der sich auch gar nicht mehr erkennen ließ. Es war ein sehr bescheidenes Gefährt, das sich mit dem Prachtschlitten, in welchem Herr von Kanitz vor Weihnachten in Prieborn erschienen war, gar nicht vergleichen ließ. Dafür konnten aber die Gäste, welche auf dem einfachen Gefährt hinter dem pelzmützigen Bauer saßen, der sie fuhr, in Prieborn einer besseren Aufnahme gewiß sein, als Kanitz sie, wenn auch nicht für seine Person, doch für seine Wünsche gefunden hatte.

„Weißt Du, auf wen ich am meisten gespannt bin?“ fragte die klare Stimme der jungen Frau auf dem Schlitten.

„Doch wohl auf die Gräfin, die Du noch nicht kennst,“ erwiederte ihr Begleiter.

„Die hast Du mir so genau geschildert, daß ich sie abconterfeien könnte, wenn ich ein Maler wäre,“ erwiederte sie. „Der armen Frau geschieht Unrecht — Dein Freund wird seine Ansprüche zu hoch gespannt haben. Nein, mit der Gräfin bin ich schon in Richtigkeit, aber gespannt auf die kleine Jesuitin.“

„Du meinst das Fräulein von Ardon — ihr geschieht vielleicht in anderer Beziehung eben so Unrecht als der Gräfin!“

„Dein Sprichwort sagt aber: vox populi — wie heißt es doch? Auf Deutsch: Volkes Stimme, Gottes Stimme.“

„Wie alle Sprichwörter heut' wahr, morgen falsch! erwiederte der Pfarrer. — „Eveline!“ rief er plötzlich erschrocken und drückte sie an sich. Aber halten konnte er sich selbst auch nicht mehr, der Schlitten war auf einen jener verschneiten Backöfen, wie ein Fahrzeug auf eine blinde Klippe, gerathen und schlug um: das muthige Pferd, ohnehin der Schellen nicht gewohnt, sprang hoch auf und ging mit dem umgeworfenen Schlitten, da der Bauer auch herabgeschleudert war und die Zügel nicht festgehalten hatte, unaufhaltsam durch. Frau Eveline war schnell wieder aufgesprungen, hatte ihrem Mann aufgeholfen, und als sie sah, daß auch er keinen Schaden genommen hatte, lachte sie herzlich über den Unfall. Dem Pfarrer war es anfangs nicht so komisch, da ihm der Einzug in Prieborn, wie sie ihn halten sollten, nicht gefiel, aber er mußte endlich doch auch über die unverwüstliche Heiterkeit seiner Frau lachen.

„Du wirst immer ein Kind bleiben, Eveline,“

sagte er, „ein herziges, harmloses Kind. Wir müssen nun schon wie ein paar Pilger in Prieborn einziehen — wenn nur Schiff und Geschirr nicht zu Grunde geht! Machale," wandte er sich an den Bauer, der sich noch den Schnee abklopfte, „geh' nur voraus, lies auf' was dort liegt und was Du noch von unseren Sachen findest, und sieh, wo der Braune eingelaufen ist."

„Da kommt wieder einer!" sagte der Bauer.

Es war allerdings ein Schlitten, der pfeilschnell über das Feld kam; die Pferde brausten im gestreckten Lauf daher, als ob sie auch durchgingen, vielleicht scheu gemacht von dem entlaufenen Braunen, der den umgestürzten Schlitten hinter sich her schleifte.

„Mit nichten!" rief der Pfarrer. „Es ist Augustus!"

Der Graf war es, der seinem Freunde eine Strecke entgegen fahren wollte, und von seiner Frau in einem ungewohnten Aufschwunge aus ihrer Bequemlichkeit gebeten worden war, sie mit ihrer Isaura bei dem wunderschönen Wintertage mitzunehmen. Daß Isaura diesen Gedanken in ihrer Herrin angeregt hatte, wußte er nicht. Die Schweizerin mußte bereits viel Einfluß gewonnen haben!

„Prachtvoll! Zu Pferd, in einer Schlacht möcht'

ich ihn sehen!“ sagte Frau Eveline, den Arm ihres Mannes fassend. Gottwalt lächelte über die Aeußerung, mit der er sie später, als einer Frau Pfarrerin nicht eben zustehend, noch zuweilen neckte. Es war aber auch wirklich für einen frischen, empfänglichen Sinn, den die junge Frau besaß und zeitlebens bewahrt hat, prachtvoll zu sehen, wie Graf Liegnitz, der vorn allein saß, die beiden feurigen Rosse so ruhig und sicher lenkte, obgleich sie in rasender Carrière ihrer natürlichen Wildheit ganz überlassen schienen. Nahe lag es wohl, den schönen Mann in seiner kraftvollen Erscheinung sich an der Spitze einer Reiterschaar in der Schlacht zu denken, und die Frau eines Pfarrers, der den Frieden unter den Menschen predigt, kann wohl auch einmal kriegerische Gedanken haben!

Augustus hatte die Gesuchten schon erblickt, und grüßte sie von fern mit der Hand. Er mäßigte die Gangart seiner Pferde; hinter ihm die beiden Damen waren bei dem wilden Jagen von sehr verschiedenen Gefühlen ergriffen gewesen. Die Gräfin von Furcht, Isaura von aufsprühender Lust, wie sie lange nicht empfunden — gern hätte die Gräfin gescholten, aber der Athem war ihr noch versetzt. Die Schweizerin blickte scharf hinaus, um die Gruppe im Schnee in's Auge zu fassen.

„Gott sei Dank!" rief der Graf und hielt die Pferde an. „Seid herzlich gegrüßt!"

„Schiffbruch gelitten, dicht vor dem Hafen!" sagte der Pfarrer, indem er vor der Gräfin sein Haupt entblößte.

„Willkommen!" sagte nun auch diese freundlich. „Willkommen, Frau Pastorin! Steigt nur auf, es ist Platz für Alle! Setzt Euch zu meinem Mann, Frau Pastorin — Ihr," wandte sie sich zu Gottwalt, „werdet schon auf der Pritsche vorlieb nehmen!" Der Diener, welcher sie inne gehabt, war herabgesprungen, um den Gästen seines Herrn behülflich zu sein, welche zuerst zwar die ihnen gebotenen Plätze nicht annehmen wollten, dann aber der Gräfin gehorchten. Die einfache, fast bürgerliche Weise, wie diese gleich Alles geordnet hatte, würde Frau Eveline verwundert haben, wenn sie nicht schon ein vollkommen klares Bild von ihr in Gedanken gehabt hätte.

Mit Isaura von Ardon hatte sie nur einen leichten Gruß gewechselt, aber Beider Blicke waren sich dabei fest begegnet, sie hatten sich gegenseitig geprüft, man hätte sagen können, gemessen.

Als die Pastorin sich mit leichtem Schwunge auf den Vordersitz neben den Grafen begeben, und ihr Gatte die Pritsche eingenommen hatte,

ließ Augustus die ungeduldigen Pferde im flinken Trabe den Rückweg antreten, der Diener folgte mit dem Knecht des Pfarrers zu Fuße nach.

„Nun Ihr selbst wenigstens kein Unglück genommen habt,“ sagte die Gräfin, halb zu dem Pfarrer zurückgewendet, „wollen wir hoffen, daß auch Euer Pferd unbeschädigt im Dorfe eingefangen ist.“ Das Ereigniß nahm sie so in Anspruch, daß Frau Eveline dachte, auf eine vortheilhaftere Art hätten sie sich gar nicht einführen können.

Sie selbst, das wußte sie wohl, nahm sich in ihrem dicken Reisetuch und der Pelzhaube nicht vortheilhaft aus, und die schöne Jesuitin, welche sie mit ihren Feueraugen so scharf betrachtet hatte, mochte gewiß ihre Bemerkungen darüber gemacht haben. Indessen wenn sie ihr nicht gefiel, so grämte sie sich nicht darum. Die Schweizerin, von der so viel Gerede im Lande war, obschon sie vielleicht nicht zehn Menschen im ganzen Fürstenthum, außer denen vom Hofe, gesehen hatten, war aber ganz anders, als sie sich dieselbe gedacht. Worin das lag, konnte sie sich jetzt selbst nicht sagen, aber sie wollte schon zwischen heut' und übermorgen dahinter kommen. Sie war in diesem Augenblick

nicht einmal mit sich einig, ob sie ihr gefallen habe oder nicht.

Das kluge Pferd mit dem umgestürzten Schlitten war gerades Weges nach dem Schloßhof gerannt und hatte sich dort einfangen lassen. Natürlich war es nicht ohne einige Beschädigung abgegangen, diese war aber nicht erheblich, und von dem kleinen Gepäck, das in den Schnee gefallen war, hatte sich Alles wiedergefunden. Der erlebte Unfall diente also nur noch zur Erheiterung.

„Ich werde mich hier gar nicht putzen," sagte die Pastorin zu ihrem Manne, als Beide in dem ihnen angewiesenen Zimmer allein waren. „Die Gräfin verlangt das nicht, sie trägt selbst, wie ich schon gesehen habe, keine absonderliche Kleiderpracht, und mit dem Fräulein, wenn ich mich auch noch so hübsch putzte, könnte ich mich im Aussehen doch nicht messen — das ist wirklich eine schöne Person."

„Sehr blaß nur!" erwiederte Gottwalt. „Hältst Du sie noch für eine Jesuitin?"

„Wie soll ich das sagen? Sie hat ja noch kein Sterbenswörtchen mit mir gesprochen," versetzte Frau Eveline. „Ich habe ihr den Namen auch nicht gegeben, sondern die vox populi. Wenn wir

wieder auf unseren Schlitten sitzen, werde ich Dir sagen, was ich von ihr halte."

Die Abendtafel wurde früh, wie es im Hause Sitte war, beschickt, dann nahm der Graf den Pfarrer mit in sein Zimmer, und Eveline blieb bei den Damen zurück, zu denen sich morgen gar die Frau Herzogin, gewiß mit einigen ihrer Fräulein oder der Frau Ober-Hofmeisterin, gesellen sollte. Wie dem auch sein würde, die Pastorin fürchtete sich vor der ganzen vornehmen Gesellschaft nicht. Sie blieb, wie sie war in ihrem Betragen, was konnten sie ihr anhaben? Mit der Gräfin fühlte sie sich nun erst recht nicht verlegen, die hatte mit ihr von der Wirthschaft zu sprechen, der sie sich offenbar in Prieborn selbst tüchtig annahm, sie fragte nach Allem, nach der letzten Ernte, nach dem Obst, nach den Bienen, nur nach den Kindern nicht, weil sie selbst keine hatte. Das Fräulein verhielt sich bei diesem Gespräch ganz stumm, über Haus- und Feldwirthschaft konnte es nicht mitreden. Eveline glaubte den Klang ihrer Stimme noch gar nicht einmal gehört zu haben. Erst ganz zuletzt, als die Gräfin sie fragte, ob Frau von Rothbuch wohl kommen werde, vernahm sie die ersten Worte von den Lippen der

Französin. Für eine Schweizerin konnte sie das Fräulein nicht gelten lassen.

„Frau von Rothbuch wird Euer Gnaden sehr dankbar sein und gewiß kommen," sagte die Ardon.

Wer diese Frau von Rothbuch war, erfuhr die Pastorin nicht. Sie hatte sich in ihrem Leben wenig um die Personen und Verhältnisse am Hofe zu Brieg bekümmert, wenn sie auch mit den Schicksalen des herzoglichen Hauses bekannt war und an den Trauerfällen, die es so schnell hinter einander betroffen hatten, lebhaften Antheil nahm.

Am folgenden Tage wurde denn die Herzogin erwartet. Zu ihrer Aufnahme waren diesmal mehr Anstalten getroffen, als bei ihrem früheren gelegentlichen Besuche in Kantersdorf; die Gräfin wünschte ihr Prieborn, das sie selbst eingerichtet hatte, in einem recht günstigen Lichte zu zeigen. Aus ihrem Gleichmuthe ließ sie sich aber dabei nicht bringen, sie ordnete Alles mit einer Ruhe an, welche die Pastorin, deren Begleitung sie sich dabei erbeten hatte, in Verwunderung setzte. Sie selbst konnte sich einer solchen Ruhe in ihrem eigenen Hauswesen, da sie sehr lebhaften Temperaments war, nicht immer rühmen. Gottwalt genoß die Stunden, welche ihm heute noch

zu ungestörtem Aussprechen mit seinem Freunde vergönnt waren, in rechtem Bewußtsein, daß sich die Gesinnung seines Augustus gegen ihn niemals ändern werde. Wie hätte der Graf ihm sonst vertrauen können, was sich für das Beste des Landes still vorbereitete und bald überraschend in die Oeffentlichkeit treten sollte!

Ziemlich früh im Laufe des Vormittags fuhr Frau von Rothbuch in Prieborn ein. Sie wurde von Isaura empfangen, da die Gräfin noch anderweit beschäftigt war. Seitdem sich die beiden Damen, welche der Prinzessin Charlotte, jetzigen Herzogin von Holstein, nahe gestanden, in Saabor getrennt hatten, war es heute zum ersten Male, daß sie sich wiedersahen. Isaura küßte der ehemaligen Hofmeisterin die Hand und diese umarmte sie mit einer ansehnlichen Thräne im Auge.

„Geht es Euch gut, m'amie?" fragte sie, und als Isaura erklärte, hier sehr glücklich zu sein, fragte die Dame noch, ob sie krank gewesen, was Isaura verneinte. Ein flüchtiges Roth schimmerte dabei auf ihren Wangen, deren blasse Farbe die Rothbuch zu ihrer Frage veranlaßt hatte, es verschwand aber sogleich wieder. — „Habt Ihr Nachricht von meiner kleinen Prinzeß?" war die

nächste Erkundigung, und als diese wiederum ein Nein zur Antwort hatte, schüttelte die alte Dame den Kopf.

„Auch ich habe in langer Zeit kein Wort von ihr gehört," sagte sie. „Wir sind wohl Alle vergessen. Von mir begreife ich das, denn die Rückerinnerung mag ihr nicht angenehm sein. Es war doch immer nicht schön, wie sie mich in Verlegenheit gesetzt und in Ungnade gebracht hat, die ich heut' erst durch die große Güte der Gräfin Liegnitz zu überwinden hoffe. Ich that meine Pflicht in dem mir anvertrauten Amte redlich, und verdiente nicht, daß hinter meinem Rücken ein solches Spiel getrieben und ich zuletzt gar gezwungen wurde, bei der Trauung zu figuriren und dieser gewissermaßen meine Sanction zu geben. Also daß meine kleine Prinzeß nicht gern an mich denkt und mich darum mit keinem Briefe beehrt, kann ich mir leicht erklären — aber mit Euch, Liebste, ist es doch etwas Anderes. Ihr waret ihre Vertraute, Ihr seid ihre Brautjungfer gewesen, und ihre Glaubensverwandte geworden! Ich finde es sehr undankbar, daß sie Euch nicht einmal schreibt — wär's auch nur, um zu erfahren, wie weit Ihr mit Eurer Bekehrung gekommen seid!"

Die Nase der Dame war bei diesen Worten sehr spitz geworden, ihre Augen suchten sich in die des Fräuleins von Ardon zu bohren, wurden aber durch die Macht dieser schwarzen Augen geblendet. „Wie meint Ihr das, Frau von Rothbuch?" fragte Isaura, sich stolz aufrichtend.

„Nun" — erwiederte die gewesene Hofmeisterin, welche all' ihre frühere Autorität aufraffte — „habe ich nicht mit eigenen Ohren gehört, daß Euch die Frau Herzogin von Holstein dringend an das Herz gelegt hat, ihren Herrn Onkel dem Beispiele, das sie selbst gegeben hat, folgen zu lassen?"

„Wenn das auch für ihn und das Heil seiner Seele ein Segen wäre," erwiederte Isaura von Ardon mit bebender Stimme — „ich kann nichts dazu thun!"

Der Eintritt der Gräfin endigte das auf eine gefährliche Spitze getriebene Gespräch und rief im Nu den hellsten Sonnenschein auf die finstere Stirn der Frau von Rothbuch. — „Wie unendlich glücklich bin ich," sagte sie mit einem ungeheuern Knixe, „daß Euer Gnaden bei dieser vielleicht nie wiederkehrenden Gelegenheit an mich gedacht haben. Auf diese Weise macht sich die Entrevue, die ich so heiß gewünscht und nie er-

langt habe, wie durch Zufall von selbst, ich bin — natürlich ohne zu wissen, wen ich hier treffen würde — nach Prieborn gekommen, um der Frau Gräfin eine längst schuldige Aufwartung zu machen, und komme nun mit Ihrer Durchlaucht zusammen, bei der ich mich endlich rechtfertigen kann." — Jetzt erst bemerkte die Dame, daß sie nicht mit der Gräfin und der eingeweihten Ardon allein war, denn sie begegnete den hellen Augen einer Fremden, welche halb hinter der Herrin verdeckt stand. Sie unterbrach daher ihre Rede sogleich, und die Gräfin stellte ihr die junge Frau vor, ohne sich durch deren Gegenwart abhalten zu lassen, Frau von Rothbuch auf ihren Dank zu antworten, daß es ihr lieb sein werde, wenn durch ihre Veranlassung sich Alles ausgliche. Sie hatte es unrecht gefunden, daß die Herzogin, nachdem sie ihrer Tochter verziehen hatte, noch immer der Hofmeisterin grollte, welcher doch eine weit geringere Schuld beizumessen war, als sie vielleicht sich selbst geben mußte. Darum war sie, die gutmüthige Frau, auf den Gedanken gekommen, als die Herzogin sich anmelden ließ, eine Zusammenkunft zu veranstalten, bei welcher sich eine Verständigung hoffentlich finden werde.

Bald darauf sprengte ein Vorreiter auf den

Hof; dicht hinter ihm folgte ein Schlitten, in welchem der Erbprinz mit seinem Junker Nichtritz saß. Der Hofmeister war diesmal zu Hause gelassen. Der Prinz wurde von seinen Verwandten herzlich bewillkommt, er brachte aber die Nachricht, daß seine Mutter, die Herzogin, abgehalten sei, zu erscheinen, und sich entschuldigen lasse. All' die schönen Anstalten, welche die Gräfin Charlotte getroffen hatte, waren also umsonst, und der menschenfreundliche Plan, Frau von Rothbuch wieder zu Gnaden zu bringen, vereitelt. Im Saale erst, wo die übrige Gesellschaft den jungen Prinzen empfing, erklärte er die Ursache, warum seine Mutter ausblieb: sie hatte wichtige Briefe aus Wien erhalten, auch einen von der Tochter. Das Auge des Prinzen suchte dabei im Kreise umher, und als er das Fräulein von Ardon gefunden hatte, ging er unbefangen auf sie zu, und reichte ihr ein Billet, das er aus seiner Tasche zog. — „An Euch, Fräulein, von meiner Schwester," sagte er. „Es lag in dem Briefe an meine Mutter, die es mir mitgegeben hat."

Isaura nahm das Billet mit einer tiefen Verneigung in Empfang, wie gern hätte sie es gleich gelesen! Der Prinz sprach dann mit Frau von Rothbuch so freundlich, daß ihre durch das Aus-

bleiben der Herzogin schwer getroffenen Hoffnungen sich neu belebten. Vielleicht konnte der Sohn am besten ihre Sache bei der Mutter führen. Den Pfarrer und seine Frau, die sich bescheiden zurückgehalten hatten, stellte Graf Liegnitz seinem Neffen mit dem warmen Bekenntniß seiner Freundschaft für Gottwalt vor, und keine bessere Empfehlung konnte er diesem geben. Es war ihm nun sehr lieb, daß Gottwalt gerade hier war; jetzt, wo alle Etikette wegfiel, hoffte er, daß der Werth seines Freundes auch von dem jungen Fürsten erkannt werden sollte, und knüpfte daran noch andere Hoffnungen für die Zukunft. Männer wie Gottwalt thaten dem Landesherrn noth in jetziger Zeit, wo die kirchlichen Verhältnisse in Schlesien eines gesunden Urtheils bedurften, um richtig behandelt zu werden.

Die beiden Tage, welche die Gesellschaft in Prieborn vereint blieb — auch der Prinz verließ das Haus seines Oheims nicht früher — vergingen in zwanglos angenehmer Weise. Nur das Fräulein von Ardon zog sich zurück, so viel sie konnte. Von ihrer Herrin, der es der Prinz erzählt, hatte sie erfahren, daß die Herzogin bei dem Briefe ihrer Tochter sehr geweint hatte, und daß wohl dieser Brief die Ursache ihres Ausblei-

bens war. Was er enthalten, wußte der Prinz nicht — Isaura aber konnte es ahnen: das Billet, das sie selbst empfangen hatte, gab ihr Aufschluß darüber. An beiden Tagen kam noch mehr Besuch aus der Nachbarschaft nach Prieborn; die Nachricht, daß der Erbprinz hier sei, hatte sich verbreitet, und Viele benutzten diese Gelegenheit, ihm ihre Anhänglichkeit zu beweisen. Er war gar so lieb und freundlich, der künftige Herzog, von dem sich das Land nur das Beste versehen konnte. In dem vermehrten und lebendigen Kreise hatte Isaura oft Momente gefunden, sich unbemerkt zu entfernen, sehr zum Verdrusse des Junkers von Uichtritz, der nach Allem, was von ihr gesprochen worden war, das höchste Interesse für sie mitgebracht hatte. Selbst wenn sie im Saale anwesend war, saß sie auf ihrem kleinen Sessel so unnahbar, daß er auch nicht ein einzig Mal mit ihr in ein Gespräch kommen konnte, und sie war doch zum Verzweifeln schön!

„Sei doch zufrieden!" lachte ihn der Prinz aus. „Denkst Du dem Kanitz die Parthie abzugewinnen?"

Unter seinen Gästen zeichnete Graf Augustus immer wieder den Freund aus, er that es jedoch nicht in einer Weise, daß es absichtlich geschienen

hätte, als wolle er ihn in den Augen der adeligen Gesellschaft heben, dessen bedurfte Gottwalt nicht, er gab Jedem die Ehre, die ihm gebührte, aber er wußte sich seine Stellung schon zu schaffen. Die Pfarrerin benahm sich frei und unbefangen, und gefiel in ihrer natürlichen Weise allgemein. Dies „Gottes Wort vom Lande" ließen sich die Herren schon gefallen, und selbst junge Frauen nannten sie allerliebst.

Endlich trennte sich Alles. Die beiden letzten schlesischen Piasten hatten noch eine ernste Unterredung, nach welcher Georg Wilhelm tief ergriffen von seinem Oheim schied.

Frau Eveline saß nun mit ihrem Manne wieder auf dem Schlitten, und als sie die Feldmark hinter sich hatten, auf der sie vor zwei Tagen den Unfall erlebt, mahnte Gottwalt an das versprochene Urtheil, das er mit dem seinigen, wie er es sich gebildet, vergleichen wollte.

„Eine Jesuitin, wie ich sie mir gedacht habe, ist sie nicht," sagte Eveline ernster als gewöhnlich. „Sie ist zu bedauern, denn sie muß sehr unglücklich sein."

„Diesen Eindruck macht sie mir nicht," entgegnete Gottwalt. „Ihr Wesen, ihre ganze Haltung

hat etwas Ruhiges — ich möchte eher glauben, daß sie krank ist."

„Krank, ja! Am Herzen!" sprach Eveline. „Sie liebt den Grafen Augustus."

Ende des ersten Bandes.



Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4¼ Thlr

Andree, Dr. Richard, Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland. Mitteloctav-Format. eleg. broch. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Dritte Auflage. **Für den Reisegebrauch redigirt.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

Fels, Egon, Die Rose von Delhi. Roman aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Wickede, Jul. von, Ein Husarenofficier Friedrich's des Großen. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Hans Leberecht von Bredow's. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Mühlfeld, Julius, Für's Vaterland. Geschichtlicher Roman. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Breusing, Hermann, Ein Geächteter. Lebensbild. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Anncke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. 1½ Thlr.

Ati-Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 5 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5½ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von

E. Rittmeyer. Pracht-Ausg. Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $4^1/_3$ Thlr. Mit Goldschnitt $4^2/_3$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1^2/_3$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Tzarogy. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. $3^1/_2$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein Juwel. Südamerikanischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 1. bis 4. Band. 8. broch. à Band $1^1/_2$ Thlr.

Brachvogel. A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Theatralische Studien. 8. broch. 24 Ngr.

Brachvogel, A. E., Ein neuer Falstaff. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_2$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2^1/_4$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschn. 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Buchrucker, Wolfgang, Pfarrer, Spurgeon. Ein Lebensbild. 8. broch. 12 Ngr

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1^5/_6$ Thlr. In eleganteſtem engliſchen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2^1/_3$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt), Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Diezmann, August, Leichtes Blut. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^3/_4$ Thlr.



